

Frankfurter Allgemeine

# magazin

FEBRUAR 2018

**KARL  
LAGERFELD**

**STEVEN  
SPIELBERG**

**MARIA GRAZIA  
CHIURI**

**BARBARA  
KLEMM**

**PETER  
GAUWEILER**

**GRETCHEN  
DUTSCHKE**

# 1968 HEUTE





www.chanel.com CHANEL-Kundenservice - Tel. 01801-24 26 35 (9 Ct/Min. aus dem Festnetz, max. 42 Ct/Min. aus Mobilfunknetzen).



CHANEL





DOLCE & GABBANA  
#DGVENEZIA

@frankieherbert @isabelgetty @kitty.spencer @sabinacpercy



# GUCCI

#UtopianFantasy

gucci.com







BY APPOINTMENT TO  
HM QUEEN ELIZABETH II  
WEATHERPROOFERS  
BURBERRY LIMITED LONDON



BY APPOINTMENT TO  
HRH THE PRINCE OF WALES  
OUTFITTERS  
BURBERRY LIMITED LONDON

**BURBERRY**



Düsseldorf  
Girardet Haus  
Königsallee 27-31  
0211 730 602 00

Frankfurt  
Grosse Bockenheimerstr. 13  
069 219 96 700

Hamburg  
Neuer Wall 39  
040 430 94 90

München  
Residenzstrasse 6  
089 238 88 50 00

Wien  
Tuchlauben 8  
01 535 30 53

Akris Boutique auf  
[www.akris.ch](http://www.akris.ch)



A-K-R-I-S-



PRADA



+49 89 2323850 PRADA.COM

# 1968 VON HEUTE AUS

**I**ch kann mich unbeschwert über 1968 äußern, denn ich war damals drei Jahre alt und machte mir noch nicht so viele Gedanken. Von 1968 – oder besser: dem, was man heute dafür hält – haben wir im Sauerland ohnehin nicht viel mitbekommen. Auf dem Schützenfest tanzte man weiter Foxtrott; erst 1978 wurden die ersten Langhaarigen beim solipsistischen Ausdruckstanz beobachtet. Wir trugen keine Jeans, sondern Cordhosen, die man noch Manchesterhosen nannte. Das Leben meiner Eltern, die fünf Kinder hatten, bestand aus Arbeit. Statt in der Kommune lebten wir mit Opa und Oma in einem Haus; meine Mutter kochte mittags für neun Personen. Also: 1968 war immer ein Mythos. Oft fand das Jahr erst 1976 oder 1984 oder gar nicht statt. Die meisten lebten einfach normal weiter. Darum kann es in diesem Heft nicht darum gehen, die Protagonisten zu feiern, deren Antrieb oft genug nicht der Protest gegen verkrustete Strukturen war, sondern Prestigegewinn, Triebbefriedigung, Karriereplanung. Heißt für uns: Wir nähern uns vom Rande, mit untypischen und doch sprechenden Zeitgenossen wie Hans A. Nickel oder Peter Gauweiler. Und: Wir fragen, was sich wirklich änderte an Universitäten und Theatern, in Politik und Philosophie. Und: Von der aktuell wichtigsten Modemacherin lassen wir uns die Frauenbewegung neu buchstabieren. Auch ein schöner Stuhl von Verner Pantoni beweist, dass alles ganz anders war. Der Mythos war immer ein Mittel, die Widersprüchlichkeit zu eigenen Gunsten einzuebnen. Deshalb gefällt es mir so gut, wie Oliver Maria Schmitt Schlagwörter auseinandernimmt, bis sie nicht mehr schlagend sind. Gretchen Dutschke (siehe Fragebogen) ist jetzt so alt wie damals meine Oma. Von ihr, also meiner Oma, habe ich nur ein Bild vor Augen: wie sie mit uns Kindern im Garten saß und Kartoffeln schälte. „Hej will ick erwig sitten bleiwen“, sagte sie auf Plattdeutsch. Die Zeitgeschichte war ihr herzlich egal, wenn nur die Enkel satt und zufrieden waren. Wunschloses Unglück? Oder doch glückliche Wunschlosigkeit? Mit diesen Fragen muss ich Sie alleine lassen. Nicht einmal dieses Heft kann sie beantworten. *Alfons Kaiser*



*Verantwortlicher Redakteur:*  
Dr. Alfons Kaiser

*Redaktionelle Mitarbeit:*  
Dr. Matthias Alexander, Dr. Jasper von Altenbockum, Holger Appel, Isabelle Braun, Dr. Helene Bubnowski, Sofia Dreisbach, Timo Frasch, Dr. Rose-Maria Gropp, Steffen Halfner, Dr. Martin Halter, Patrick Heidmann, Dr. Lorenz Jäger, David Klaubert, Andreas Platthaus, Horst Rademacher, Barbara Russ, Julia Schauf, Oliver Maria Schmitt, Peter-Philipp Schmitt, Dr. h.c. Heike Schmoll, Bernd Steinele, Jennifer Wiebking, Sascha Zoske

*Bildredaktion:*  
Christian Matthias Pohlert

*Art-Direction:*  
Peter Breul

*E-Mail Redaktion:*  
magazin@faz.de

Alle Artikel werden exklusiv für das „Frankfurter Allgemeine Magazin“ geschrieben. Alle Rechte vorbehalten. © Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH, Frankfurt am Main.

Eine Verwertung dieser urheberrechtlich geschützten Redaktionsbeilage sowie der in ihr enthaltenen Beiträge und Abbildungen, besonders durch Vervielfältigung oder Verbreitung, ist – mit Ausnahme der gesetzlich zulässigen Fälle – ohne vorherige schriftliche Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Besonders ist eine Einspeicherung oder Verbreitung von Inhalten aus dem Frankfurter Allgemeine Magazin in Datenbanksystemen, zum Beispiel als elektronischer Pressepiegel oder Archiv, ohne Zustimmung des Verlags unzulässig.

Sofern Sie Artikel dieses Magazins nachdrucken, in Ihr Internet-Angebot oder in Ihr Intranet übernehmen, speichern oder per E-Mail versenden wollen, können Sie die erforderlichen Rechte bei der F.A.Z. GmbH erwerben unter [www.faz-rechte.de](http://www.faz-rechte.de). Auskunfts erhalten Sie unter [nutzungsrechte@faz.de](mailto:nutzungsrechte@faz.de) oder telefonisch unter (069) 75 91-29 85.

*Redaktion und Verlag:*  
(zugleich ladungsfähige Anschrift für die im Impressum genannten Verantwortlichen und Vertretungsberechtigten)  
Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH  
Hellerhofstraße 2-4  
60327 Frankfurt am Main

*Geschäftsführung:*  
Thomas Lindner (Vorsitzender)  
Burkhard Petzold

*Verantwortlich für Anzeigen:*  
Ingo Müller

*Leitung Anzeigenverkauf Frankfurter Allgemeine Magazin:*  
Kerry O'Donoghue, E-Mail: [media-solutions@faz.de](mailto:media-solutions@faz.de)

*Produktionsleitung:*  
Andreas Gierth

*Layout:*  
Verena Lindner, Anja Tschulena  
Einzelhefte können zum Preis von € 5,- bei [media-solutions@faz.de](mailto:media-solutions@faz.de) bezogen werden.

*Druck:*  
Printavis GmbH & Co. KG – Betrieb Nürnberg  
Breslauer Straße 300, 90471 Nürnberg



THE BANCROFT BAG | MICHAELKORS.COM



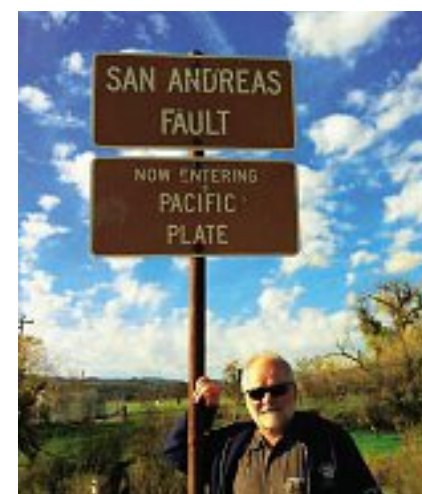
**MICHAEL KORS**  
COLLECTION



**BARBARA KLEMM** begann einst im Fotolabor dieser Zeitung. Die Bilder von 1968 gehörten zu den ersten Aufnahmen von ihr, die in der F.A.Z. veröffentlicht wurden. Die Fotografin, die vor allem durch Reportage- und Porträtfotos bekannt wurde, arbeitet nun ihren unglaublichen Bilderschatz aus einem halben Jahrhundert auf (und fotografiert natürlich weiter). Für uns hat sie prägende Fotos der Rebellion herausgesucht. (Seite 52)



**LORENZ JÄGER** war mittendrin – so ging er (unterm „K“) solidarisch mit der Black-Panther-Bewegung. Der spätere Feuilleton-Redakteur blickt aber nicht nostalgisch zurück (Seite 71), sondern stellt die philosophischen Debatten vor. Ein Achtel-Achtundsechziger war demnach auch Heidegger – über den Jäger gerade eine Biographie schreibt.



**HORST RADEMACHER** zog es schon früh nach Kalifornien, auch wegen seiner Ausbildung als Geophysiker. Wo sonst gibt es derart sanfte Erdbeben wie an der amerikanischen Westküste? Der frühere Wissenschaftskorrespondent dieser Zeitung mit Sitz in San Francisco hat inzwischen einen Lehrauftrag an der Universität in Berkeley – und sendet uns schöne Grüße (Seite 75) aus dem einstigen Zentrum der Proteste.

FOTOS FRANK ROTH, TIMO WIRSCHING, WOLFGANG ELMES, PRIVAT, ARCHIV

# MITARBEITER

**RUNA NEUWIRTH** studiert Mathe und Kunst auf Lehramt. Untypische Mischung? „Auch für gehobene Mathematik muss man kreativ sein“, sagt die Zweiundzwanzigjährige. „Das sind keine Aufgaben, die man in zehn Minuten gelöst hat.“ Unser Bild von ihr (Jacke und Hut von Arthur Arbesser, Pullunder und Panties von Miu Miu, Tasche von Helmut Lang über Mytheresa, Strumpfhose von Gerbé) stammt aus der Modestrecke (Seite 66). Denn seit einem Jahr arbeitet Neuwirth auch als Model.



**HELENE BUBROWSKI** freut sich, dass sie erst in den achtziger Jahren geboren wurde. Mit den Feministinnen von früher möchte sie nicht tauschen. Aber sie weiß, dass sie ihnen einiges zu verdanken hat (Seite 42). Von den Freiheiten, die sie erkämpften, hat die Politikredakteurin dieser Zeitung oft profitiert. Ihr Weg führte sie über ein soziales Jahr in Bolivien, ein Jura-Studium in Frankreich und die Promotion in Kanada auf Umwegen zu ihrem Traumberuf. Als Journalistin behandelt sie zwar nun oft juristische Themen. Aber sie ist froh, dass sie keine Schriftsätze oder Urteile schreiben muss.







WWW.CELINE.COM



**ZUM TITEL**

Hanna Sylla wurde am 20. Dezember 2017 von Jean-Vincent Simonet in Paris fotografiert. Sie trägt eine Lederjacke von Bottega Veneta, ein Hemd aus Leder von Chanel, ein Netztop von Fenty x Puma, Jeans von Karl Lagerfeld und einen Ohrring von Hermès.

FOTOS: ANDREAS FEIN, VITRA, PRIVAT; ILLUSTRATIONEN: THILO ROTHACKER



Revolutionäres Sit-in: Der Panton-Stuhl (Seite 60), eine der Design-Ikonen des 20. Jahrhunderts, kam vor 50 Jahren auf den Markt.



Ein Kinderspiel: Wir haben 1968 geborene Prominente um frühe Bilder gebeten – Sie raten, wer aus den Knirpsen erwuchs (Seite 72). Zum Wärmwerden: Hier steht – Thomas D.

- 21 KARL LAGERFELD
- 28 MARIA GRAZIA CHIURI
- 48 OLIVER MARIA SCHMITT
- 50 PETER GAUWEILER
- 54 BARBARA KLEMM

**MODE** Den Sixties kann man in London noch heute an jeder Ecke begegnen. *Seite 44*

**KUNST** Johannes Nikel brachte mit „Pardon“ Witz in die Politik der Sechziger. *Seite 76*

**FILM** Meryl Streep, Tom Hanks und Steven Spielberg zeigen großen Journalismus. *Seite 80*

**LEBEN** Acht Prominente erzählen ihre besten Erlebnisse aus dem Protestjahr 1968. *Seite 82*

**SPORT** Springen, Laufen, Feiern: Franz Keller gelang vor 50 Jahren die perfekte Kombination. *Seite 84*

**AUTO** Vom Hippie-Bus zum Hipster-Bus: Volkswagen entwirft den Bulli von morgen. *Seite 86*

Die nächste Ausgabe des Magazins liegt der Frankfurter Allgemeinen Zeitung am 10. März bei. **Im Netz:** [www.faz.net/stil](http://www.faz.net/stil) **Facebook:** Frankfurter Allgemeine Stil **Instagram:** @fazmagazin



Wie bitte? Mit dem Begriff Modesünde kann Gretchen Dutschke nichts anfangen. Sonst aber bleibt sie im Fragebogen (Seite 90) keine Antwort schuldig.



Dicke Lippe, lange Mähne: Die Sechziger brachten ihre ureigenen Schönheitsideale hervor (Seite 89). Wir zeigen, was die Jugend damals optisch bewegte.





VERSACE.COM



Aus der F.A.Z. vom 3. Februar 1968: Der Reiz dieser hohen Kunst ist manchmal flüchtig.

Foto Wolfgang Haut

# Vor fünfzig Jahren

**I**m Schaffen des großen Soziologen Vicco von Bülow gibt es eine erstaunliche Leerstelle. Der Mann, der das Verhalten von Herren im Bad, von Paaren beim Nudenessen und von Heinzelmann-Saugblasvertretern beim Hausbesuch so scharfsichtig zu zergliedern verstand – er hat sich, soweit bekannt, nie mit der Institution Tanzschule beschäftigt. Dabei hätte er dort die schönsten empirischen Belege für das Axiom finden können, das in dem knappen halben Jahrhundert seit seiner Aufstellung nichts an Relevanz verloren hat: Männer und Frauen passen einfach nicht zueinander.

Spätestens nach Lektüre einer Reportage, die 1968 in dieser Zeitung erschienen ist, hätte der Analytiker des bürgerlichen Surrealismus das fruchtbare Studienfeld der Parkett-Körperkultur für sich entdecken müssen. Auf der Seite „Die Frau“ entfaltet die Autorin Irmgard Horstmann seinerzeit das Drama, das mit dem Beklagen feierabendlicher Inaktivität des Gatten seinen Anfang nimmt und nach manchem choreographischen Fehltritt in der beglückenden Erfahrung wettbewerblichen Ehrgeizes kulminiert.

„Erfolgsmänner des Tages sinken in abendliche, häusliche Passivität“: In diesem Satz fasst Horstmann das Elend zusammen, das sich auch schon zu Zeiten manifestierte, in denen nur drei Fernsehprogramme und unwesentlich mehr Biersorten als Betäubungsmittel zur Verfügung standen. Erinnerungen an einen Ball, bei dem ihr Mann auf der Tanzfläche durch das Fehlen jeglichen rhythmischen Verständnisses auffiel, bestärken die Protagonistin in ihrem Entschluss, sich bei einem Tanzkursus für Ehepaare anzumelden. Auch die Bedenken ihrer Tochter („Meine Güte, Mutti, bist du für dieses Gehüpfle nicht schon zu alt?“) können sie nicht davon abbringen.

Die Verfasserin entführt den Leser alsdann in eine Tanzschule, in der die Lehrerin zwecks Verminderung der Rutschgefahr Wachsflocken auf den Boden streut und

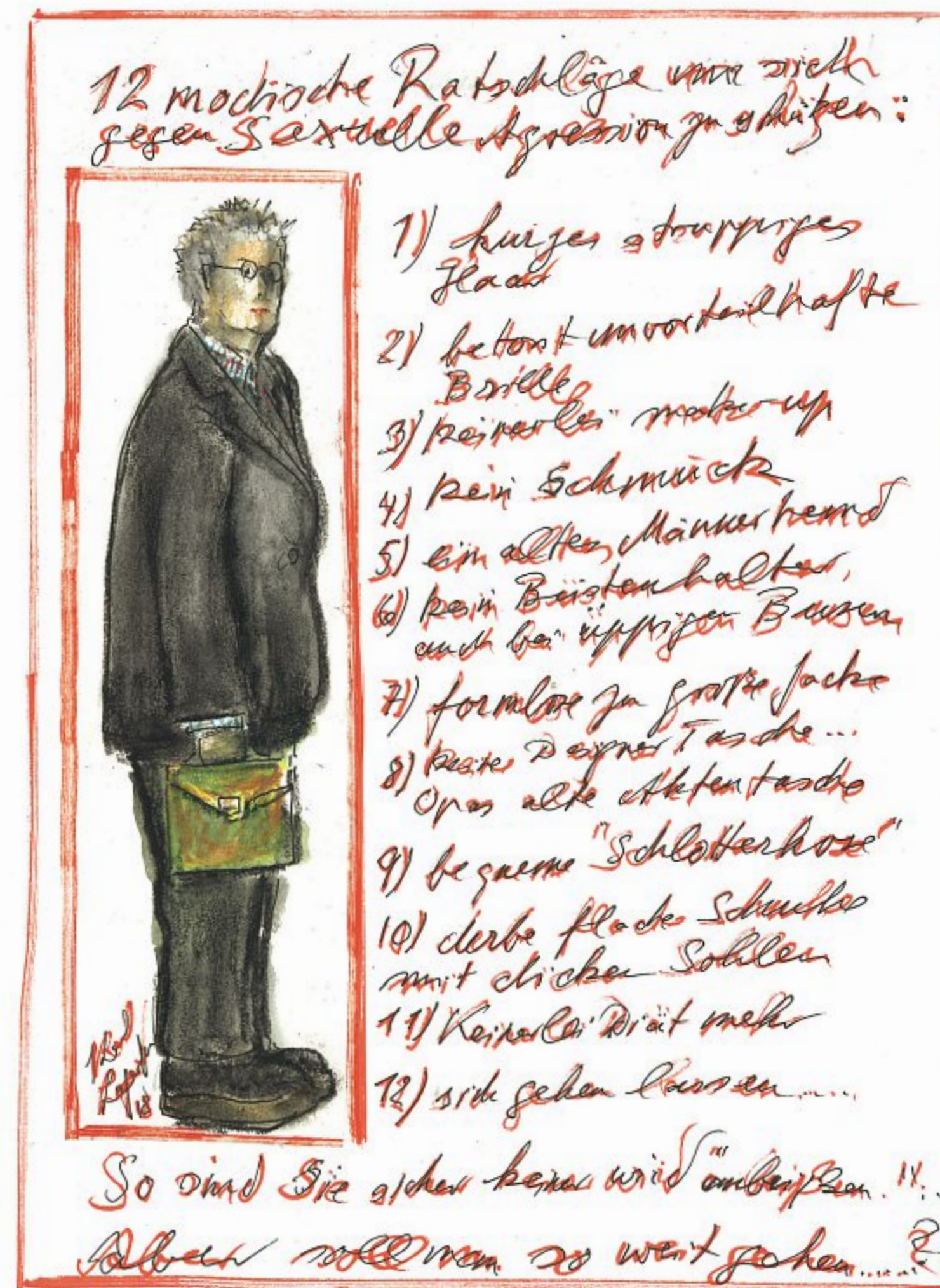
Musik von einem Tonbandgerät erklingt. Erste Trainings-Einheiten der Schüler werden von der Dozentin mit pointierten Ansagen begleitet: „Nicht schlurfen, sondern schleifen“, und bitte immer schön „den Schritt büirsten“. Bald darauf kommt es zu ersten Dissonanzen im Partner-Duett. „Du sollst mich nicht pressen, sondern schieben.“ – „Reiß doch nicht so an meinem Rock. Ich komme schon in die Drehung.“ In der Pause notiert die Autorin Horstmann einen Dialog zwischen zwei Frauen, der ahnen lässt, dass die Machtstellung des Mannes in diesen Tagen schon erschüttert war: „Mit meinem geht's halt schwer, gel? Der is's gewohnt, dass ich ihn führ!“

An dieser Stelle hätte die Schilderung der wachsflockengebremsen Bewegungs-Unschärfen in eine Tragödie von loriotschem Ausmaß münden können. Zumal unter Alkoholeinfluss erscheinen in so einer Atmosphäre jederzeit Entgleisungen der Konversation möglich, wie Bülow sie in seinem Standardwerk über den Anstandsunterricht geschildert hat: „Auf dem Campingplatz in Bozen liegen die Waschräume separat – du fette Schnecke!“ Doch nichts dergleichen geschieht. Stattdessen nimmt Horstmanns Bericht eine überraschend positive Wendung und schließt mit einer Apotheose männlicher Leistungsbereitschaft.

Der über Monate fortgesetzte Tanzunterricht zeitigt tatsächlich Erfolge: Einige Teilnehmer beginnen, zu Hause vor dem Spiegel zu üben, und eines Tages verkündet die Lehrerin, dass es nun möglich sei, das Tanzabzeichen zu erwerben – in Bronze, Silber oder Gold. Rührend zu lesen, welche Begeisterung die Herren angesichts so glänzender Aussichten erfasst. Einer will sofort wissen, welche Anforderungen für das goldene Abzeichen zu erfüllen seien. Die Autorin bemerkt daraufhin Gelächter im Saal und kommentiert hämisch: „So ein Spaßvogel!“ Womit dann doch noch einmal die Richtigkeit des eingangs zitierten Bülow-Axioms bestätigt wäre. *Sascha Zoske*



# MaxMara



## KARL LAGERFELD GIBT UNSCHLAGBARE HINWEISE

Seit Harvey Weinstein und viele weitere Männer der sexuellen Belästigung und oft sogar der Vergewaltigung bezichtigt werden, ist kein Entkommen mehr: Das Thema verfolgt einen in den Nachrichten, oft gleich mehrmals täglich, und in vielen Gesprächen. Man könnte verzweifeln an der Welt und insbesondere an den Männern. Auch die Mode blieb nicht unberührt, wie die Vorwürfe gegen Terry Richardson, Bruce Weber und Mario Testino zeigen. Was also tun? Karl Lagerfeld hat ein paar Ratschläge zusammengestellt, die helfen könnten gegen Zudringlichkeiten. Lagerfeld, der Modemacher: Rät zu alten Männerhemden? Empfiehlt, auf Schmuck zu verzich-

ten? Ja, das tut er, denn unser Karikaturist ist ein großer Satiriker. Könnte sogar sein, dass er hier nicht nur die allgegenwärtigen Vorwürfe sexuellen Missbrauchs kommentiert. Vielleicht hat er sogar noch einige Spitzen gegen die Modeszene eingebaut. Flache Schuhe mit dicken Sohlen? Sind das nicht die Treter, die Miuccia Prada wieder zum Trend gemacht hat? Und bequeme Schlotterhosen? Sind das nicht die überweiten Klamotten, die bei Vetements auf dem Laufsteg ausgestellt werden? Soll man so weit gehen mit seinen Interpretationen? Warum eigentlich nicht? Den Spaß wollen wir uns schließlich durch Weinstein nicht verderben lassen. (kai.)



# PRÊT-À-PARLER

## KANN PIZZA DIE WELT RETTEN?

Das vergangene Jahr war ein gutes Jahr für die Pizza. Die Band Antilopen Gang widmete ihr einen Song, „Pizza“, die Unesco ernannte sie zum Weltkulturerbe. Und 2018 könnte für die Pizza erfolgreich weitergehen. In Düsseldorf bekommt sie jetzt ihre eigene Ausstellung: „Pizza is God“ im NRW-Forum beginnt kommende Woche.

Die Deutschen lieben Pizza. Geld spielt keine Rolle. Oder fast nicht. Die Lieferplattform Pizza.de feierte 2017 zehnjähriges Jubiläum und brachte zu diesem Anlass einen Pizza-Report heraus. Sonntags werden demnach am meisten Pizzen bestellt. Der Preis hat sich in den vergangenen zehn Jahren um ein bis zwei Euro erhöht, in Baden-Württemberg gar um drei. Und es ordern, kaum überraschend, mehr Männer als Frauen. Am liebsten mit Salami, gefolgt von Schinken und Margherita.

Warum ist die Pizza also so ein Dauerbrenner? Dafür gibt es wohl eine Reihe von Gründen. „Im Prinzip gibt es in fast allen Kulturen das Konzept eines belegten, gebackenen Teigs. Damit lässt sich die Popularität der Pizza über alle Kulturen hinweg ein Stück weit erklären“, sagt der Künstler Paul Barsch, der sich in seiner Arbeit schon mit der Pizza beschäftigt hat und jetzt für die Ausstellung im NRW-Forum verantwortlich ist, gemeinsam mit seinem Kollegen Mikkel Carl sowie den Kuratorinnen Konstanze Schütze und Marie Nipper.

Die Pizza ist außerdem quasi sofort und ohne Aufwand verfügbar, bietet also *instant gratification*, was in unserer Sofort-Gesellschaft nicht unwichtiger wird. Und sie ist unendlich personalisierbar: simpel, aufwendig, vegetarisch, vegan, als Calzone, ohne Gluten, laktosefrei, *low carb*, Pizza mit Käse im Rand, Pizza mit Blattgold und Trüffeln. Die Pizza ist somit die Gewinnerin in einer Gesellschaft, die zunehmend großen Wert auf Individualität legt, es zugleich aber auch einigermaßen bequem mag.

Ihren Weg in die Kunst hat sie schon vor einer Weile gefunden: Im Jahr 2015 organisierten Konstanze Schütze und Paul Barsch zusammen mit italienischen Kollegen zur Biennale in Venedig den sogenannten Pizza Pavilion. 19 Künstler gestalteten hierfür 19 Pizzen, die in einer venezianischen Pizzeria bestellt und verzehrt werden konnten. Darunter beispielsweise die „Pizza Capital“ von Yorgos Sapountzis, deren Belag sich auf einen Haufen am Rand der Pizza konzentrierte statt gleichmäßig verteilt zu werden. Oder „The Pizza is Ruined“ von Lorna Mills, bei der die Pizzabäcker selbst kreativ wurden und der Pizza einen Fehler verpassen durften.

Das zugängliche Thema dürfte auch in Düsseldorf ein Publikumsmagnet werden, so viel steht fest. „Pizza ist der kleinste gemeinsame Nenner, niemand hat eine negative Beziehung zu Pizza“, sagt Konstanze Schütze. Doch sollte es bei der Ausstellung selbstverständlich nicht allein um den gustatorischen Wert gehen: „Wir erzählen die Geschichte der Pizza, aber für die Ausstellung verschieben wir den Fokus auf ihre mediale oder hyperreale Version, die wesentlich mehr künstlerisches Potenzial für uns birgt.“ Die Pizza in der Kunstgeschichte, die Pizza in der zeitgenössischen Kunst, Pizzen, die Kunst sind.

Zur Eröffnung am Freitag sollen Lieferdienste als Teil einer Performance von Simon Dybbroe Møller gleichzeitig angerufen werden, sodass die Lieferanten im Museum aufeinander treffen. Das Gelieferte darf dann gemeinsam verspeist werden. Konstanze Schütze glaubt nicht daran, dass Pizza die Welt retten kann. „Sie kann aber einen Anlass bieten, zusammenzukommen und Debatten zu führen.“ Gut so! *Barbara Russ*



„Pixxa Splice“ des Künstlers Uffe Isolotto, vom 16. Februar an zu sehen im Düsseldorfer NRW-Forum.



## GESTELLE FÜR DIE GEGENKULTUR

Was wäre Simon James ohne seine Brille gewesen? Der Held aus „Blutige Erdbeeren“, dem Kultfilm der Achtundsechziger, der im Jahr 1970 in die Kinos kam und von den Studentenprotesten zwei Jahre zuvor an der Columbia University erzählt. Simon James kommt nicht aus New York, sondern aus Kansas. Er ist, nett gesagt, Außenseiter, und die Brille im Film gehört wie selbstverständlich zu den Requisite eines Außenseiters. Daran hat sich bis heute nicht viel geändert – obwohl sie seit den Nerdmodellen, also seit ein paar Jahren, ein schickes Accessoire ist. Für Simon James kommt jedenfalls die Liebe und mit ihr nicht nur der Sex, sondern auch das Engagement für die Studentenproteste. Die Brille bleibt trotzdem auf seiner Nase. Sie ist aus Metall und wirkt recht kastig. Das Modell von Lafont über Lunettes (6) sieht ihr ähnlich.

Die Gestelle, die hier zu sehen sind, erinnern auch im Kleinen daran, was von 1968 geblieben ist. Also zum Beispiel die Nickelbrille, die jetzt als Trend die Nerdbrille

ablässt. Es zeigt sich auch an den Brillen von Lindberg (1), Oliver Peoples (3), Lunor (4), Viu (8) oder Ralph Lauren (7). Oder an dem Modell mit Steg von Ace & Tate (5). Sie deuten entschieden in die Vergangenheit, eben auch in die späten Sechziger, als es sich dabei um das Gestell für die Gegenkultur handelte. Mama mag damals eine Cat-Eye-Brille getragen haben, Papa die Panto-Brille mit markantem Rahmen, die Jugend aber nahm die Sehschwäche nüchterner hin, mit einem Modell in Silber, Gold, Bronze.

Es dauerte nicht lange, da taugte es auch als Sonnenbrille, Janis Joplin lässt grüßen. Die Gläser wurden größer, wie bei dem Modell von Gucci (2). Und sie wurden bunter. Janis Joplin kam übrigens, so wie Simon James, aus einem eher bescheidenen Nest, aus Texas. Sie zog es nach Kalifornien. Auch sie war Außenseiterin. Zu ihrer Brille kam sie erst dort, als sie schon Musik machte und auf dem besten Weg war, berühmt zu werden. Brillenträger können eben auch anders. *(jwi.)*

Foto Helmut Fricke



KOLLEKTION JACQUES | DESIGN RODOLFO DORDONI

Minotti B E R L I N BY HERRENDORF, LIETZENBURGER STR. 99 - T. 030 755 4204 56  
Minotti M Ü N C H E N BY EGGETEMEIER WOHNKULTUR, OSKAR VON MILLER RING 1 - T. 089 55 27 32 510

AUCH BEI ANDEREN AUTORISIERTEN HÄNDLERN UND IN ANDEREN STÄDTEN.

PLZ 0112/3/4/5 HANDELSAGENTUR STOLLENWERK - T. 0221 2828259 - TIM.STOLLENWERK@WEB.DE  
PLZ 6/7/8/9 HANDELSAGENTUR RIEKINGER - T. 07121 325953 - INFO@HANDELSAGENTUR-RIEKINGER.DE

Minotti  
70 YEARS





## GABRIELE STREHLE IST WIEDER EIN BISSCHEN DA

Als vor genau fünf Jahren die erste Ausgabe des neuen FA.Z.-Magazins herauskam, war sie eines der großen Themen. Gabriele Strehle hatte gerade nach der Trennung von Gerd Strehle die Nördlinger Modemarke Strenesse verlassen und war nach München gezogen. Da saß die Modemacherin nun in ihrer schönen Wohnung über den Dächern von Schwabing – rechts mit Blick auf die Frauenkirche, links mit Blick auf den Englischen Garten bis hinüber zum Monopteros und sogar zum Friedensengel. Und sie wirkte ein bisschen ratlos in ihrem neuen Leben, zupfte an ihren Haaren und suchte Deckung hinter den Händen.

Denn was sollte sie machen? Es muss ja auch mit Anfang sechzig nach einem Ende einen Neuanfang geben. Sie wusste, was sie aufgebaut hatte, dass sie als erste deutsche Designerin nach Jil Sander weit über Deutschland hinaus wahrgenommen wurde, dass sie zu ihren Hoch-Zeiten mit den besten Mailänder Kollektionen konkurrieren konnte, dass sie mit ihrer Reduktion aufs Wesentliche so etwas wie ein Markenzeichen geschaffen und den Unisex-Stil von heute lange vorweggenommen hatte.

Gabriele Strehle hat sich Zeit gelassen. Arbeitsangebote gab es genug. Aber es musste passen. Und jetzt passt es. Sie hat eine kleine Kollektion entwickelt, die gerade herausgekommen ist. Jetzt macht sie mit dem weiter, was sie am besten kann, und schaut wieder nach vorn.

Es ist ein Blick zurück nach vorn – so muss man es wohl formulieren. Denn natürlich geht sie zurück auf ihre

Markenzeichen, und das heißt: fast ein halbes Jahrhundert zurück. Insofern ist auch diese Geschichte, die sich zum fünften Jahrestag des Magazins rundet, im weitesten Sinne eine Achtundsechziger-Geschichte.

Ihr späterer Mann, Gerd Strehle, wollte damals die Bekleidungswerk Strehle GmbH & Co. KG, die seine Eltern



Über den Dächern von Schwabing: Gabriele Strehle, die über Jahrzehnte die Modemarke Strenesse mit aufbaute, entwirft nun eine eigene kleine Kollektion.

Foto Gabo / Agentur Focus

1949 gegründet hatten, modernisieren. Nach einem Besuch in London, wo er fasziniert war von der Jugendkultur in der Carnaby Street, kam er auf die Idee, dem Provinzunternehmen städtisches Flair einzuhauchen. Und so zog er die Wörter „Strehle“ und „Jeunesse“ zu dem Kunstwort Strenesse zusammen. Wie überhaupt deutsche Modefirmen sich immer gerne international klingende Namen gaben, um nicht als deutsch aufzufallen: Marc Cain, Tom Tailor, René Lezard, Cinque.

Um die Kollektion zu verjüngen, stellte der junge Chef 1973 eine junge Designerin namens Gabriele Hecke ein, die frisch von der Meisterschule für Mode in München kam. Die beiden arbeiteten so gut zusammen, dass sie bald heirateten. Gemeinsam schufen sie in den Achtzigern und Neunzigern eine deutsche Modemarke, die cool war und doch auch von Frauen getragen werden konnte, die einfach nur gut angezogen ins Büro gehen wollten.

Leider übernahm sich die Marke dann, und mit dem neuen Jahrtausend türmten sich die Schwierigkeiten auf. Nach dem Ausstieg der Familie beginnt Strenesse gerade wieder, mit neuem Besitzer und dem neuen Geschäftsführer Jürgen Gessler. Gabriele Strehle will zu dem Neuanfang nicht viel sagen: „Das Thema ist abgeschlossen.“ Jedenfalls ist sie dankbar dafür, dass sie ihre Namensrechte wieder hat, die noch lange bei dem Unternehmen lagen. „Sonst hätte ich es nicht gemacht.“

Nach all dem Warten beginnt sie nun mit einer kleinen *private collection*: Bluse, Hose, Kleid, T-Shirt, Socken, Bademantel, navy, weiß, graumeliert, fertig. „Good morning Cashmere“ nennt sie die erste Kollektion; das Kaschmir stammt vom besten Lieferanten, Loro Piana.

Die Kollektionsteile sind nicht für eine Saison gedacht. Sie hat sich dafür ein schönes Wort ausgedacht: „Das sind Zukunftsklassiker.“ Und zu ihrem Ansatz meint sie: „Kleidung sollte nicht nur nach außen wirken, sondern auch nach innen. Sinnlichkeit und Geborgenheit sind mir dabei wichtig.“ *Private* heißt in diesem Fall aber auch, dass sie vieles selbst macht, sogar den Versand: „Habe alles schön in Baumwollsäckchen eingetütet.“ Und dass sie sich nicht einem großen Unternehmen angeschlossen hat, sondern dass sie die Stücke von kleinen Betrieben im Bayerischen Wald hat fertigen lassen.

Über die Resonanz ist die Designerin erfreut. Große Modehäuser wie Lodenfrey in München, Kaiser in Freiburg und Sagmeister in Bregenz, die sie seit langem kennt, haben die Kollektion im Angebot: „Exklusive Einzelhandels-geschäfte, die sich wenige, unverwechselbare Teile in limitierten Editionen erbat.“ Eine Weltmarke wird daraus nicht entstehen, schon wegen des individuellen Zuschnitts und weil sie kein Online-Geschäft aufzieht. So scheint es ihr zu passen. In einer großen Firma hat sie lange genug gearbeitet. Ob sie drei, vier oder sechs Mal im Jahr neue Teile nachschiebt, das kann sie nun allein entscheiden. „Ich bin beweglicher als ein Konzern.“

„Ob ich das schaffe“ – so hieß das Buch, das Gabriele Strehle schon vor 15 Jahren mit Eva Gesine Baur über ihr Leben herausgab. Über lange Strecken ihrer beruflichen Laufbahn musste man gedanklich ein Fragezeichen hinter diesen Titel stellen. Jetzt kann man eher ein „Und“ davorsetzen. Weil sie niemandem etwas beweisen muss, weil sie frei ist von Zwängen, macht sie es jetzt einfach. Das simple Motto auf dem T-Shirt: „C'est moi!“

Mehr nicht, aber weniger eben auch nicht. Irgendwie tröstlich, dass sie wieder ihren Namen hat. Jil Sander hat nichts mehr mit Jil Sander zu tun, Helmut Lang nichts mehr mit Helmut Lang, Wolfgang Joop nichts mehr mit Wolfgang Joop. Sie aber hat ihren Namen wieder – und kleidet ihn jetzt neu ein. *Alfons Kaiser*

# PRÊT-À-PARLER

FOTOS: HERSTELLER







# Ein Look wie ein Zähneknirschen

Viele Achtundsechziger kleiden sich schlecht. Dabei war ihr Look damals gar nicht so unwichtig. Heute ist daraus ein einziger Kompromiss geworden.

Von Jennifer Wiebking

Auch wer mit einem Achtundsechziger in der Fußgängerzone unterwegs ist, muss öfter vor den Schaufenstern stehenbleiben. Aber natürlich nur, damit der Achtundsechziger, zum Beispiel vor dem Herrenausstatter, lachen kann. Der Achtundsechziger lacht über die Sakkos aus schweren Stoffen, die weichen Kaschmirpullover, die Hosen mit Bügelfalten. Über Mode, die in seinen Augen aussieht, als hätte sich jemand nicht nur angezogen, sondern auch angepasst. Er lacht deshalb dann nicht mehr, wenn er selbst in der ersten Etage so eines Ladens steht und dort nur Anzüge sieht, vor ihm zwei junge Herren in Anzug und Krawatte, die ihm einen Anzug verkaufen wollen. Der Achtundsechziger würde lieber in seiner abgewetzten Lederjacke bleiben und in seinen zu großen oder zu kleinen Hosen. Wenn er denn könnte.

Der Look der Achtundsechziger ist nicht gut gealtert. Wie sollte er auch, so typisch jugendlich und lustbetont, wie er damals war. Für die Frauen: Miniröcke und transparente Blusen ohne BHs darunter, für die Männer: offene Hemden, breite Gürtel. Im Winter Parka. Was hat eine zeitgemäße Mode damit noch zu tun, also eine Mode, die jetzt sogar gelegentlich als *modest* beschrieben wird, als wäre sie für strengreligiöse Christen, Juden, Muslime gemacht? Dabei tragen die Sommerkleider, die aussehen wie Gewänder, auch junge Frauen, die von ihren Achtundsechziger-Eltern glaubensfern erzogen wurden.

Auch diese Mode ist in den Augen der Achtundsechziger mindestens Establishment: Hemden zu jeder Gelegenheit, auch am Wochenende, Manschettenknöpfe, Wollmäntel, ein guter Haarschnitt. Oder T-Shirts mit weit ausgeschnittenen Kragen, die unter Slim-Fit-Hemden verschwinden – würden Achtundsechziger eher nicht tragen, sie wollen ja signalisieren, dass sie unter dem Hemd auf jeden Fall ein T-Shirt tragen. „Die Achtundsechziger sind damals lockerer geworden“, sagt Gabriele Rohmann vom Archiv der Jugendkulturen in Berlin. „Auch Rudi Dutschke trug in früheren Zeiten noch gesetztere Kleidung als später.“ Dieses Später spielt bis heute eine Rolle, es sieht jetzt immer ein bisschen schlampig und schludrig aus. Passt gut, da Mode in den Augen der Achtundsechziger ohnehin eher Nebensache ist, wenn überhaupt.

Dabei war so ein Look damals, in Zeiten der Sit-ins und Straßenkämpfe, gar nicht so unwichtig. Sagt auch der Achtundsechziger selbst, der sich übers Shopping in der Fußgängerzone vor allem gerne lustig macht. Mode ist ein schönes Mittel, um sich abzugrenzen. Darum ging es damals, also brauchte es Teile, die das Establishment nicht

trug. Mode war ein Zeichen des Protests, aus der Protestmode wurde der Look. „Man wusste einfach, dass man recht hatte, auch im Outfit. Wenn mir jemand auf der Straße begegnete, konnte ich anhand des Outfits sehen, welche Musik er hört.“ Die Freiheit des Denkens zeigte sich auch in der Freiheit des Kleidens. „Die Abgrenzung von der älteren Generation, das Sprengen von Konventionen, zog sich damit bis in die Kleidung“, sagt auch der Soziologe Klaus Hurrelmann, Ko-Autor der vergangenen vier Shell-Jugendstudien, die seit 1953 alle vier Jahre einen Eindruck vom Lebensgefühl junger Menschen geben.

Dieser Bruch, diese Coolness, die sich schon ein Jahrzehnt vorher mit dem Look der Halbstarke andeutete und von den Achtundsechzigern weitergedreht wurde, ist bis heute ironischerweise der Antrieb der Mode. Die Achtundsechziger haben den Begriff von Mode also gleich doppelt geprägt. Bewusst als etwas Frivoles, Überflüssiges, unbesucht als etwas Freiheitliches, Selbstbestimmtes. „Ohne die Achtundsechziger hätten wir nicht diese Bereitschaft, sich Neuem zu öffnen“, sagt Klaus Hurrelmann. „Schaut man dann ein zweites Mal hin, ist die Mode damals aber genauso konformistisch wie das, was vorher war. Wer nonkonformistisch gegenüber diesem Nonkonformismus der Achtundsechziger war, wurde sofort ausgegrenzt.“

Es war also nicht so egal, was man trug, selbst wenn es so propagiert wurde. Das konsequent Antiautoritäre gingen die Achtundsechziger geradezu autoritär an. „Wenn etwas mit der Kleidung nicht stimmte“, sagt Hurrelmann, „war das genauso schlimm, wie wenn etwas nicht mit der ideologischen Akzentsetzung stimmte.“

Im Netz kursierte dazu im vergangenen Sommer ein netter Bildvergleich zwischen Jeremy Corbyn (Jahrgang 1949) und David Cameron (Jahrgang 1966). Das war in der Zeit, als Cameron, der Sohn des Establishments, sich mit dem von ihm angezettelten Referendum verspekuliert hatte, und Jeremy Corbyn, eindeutig Achtundsechziger, gerade auf einem guten Weg war, also auf dem Weg vom unbeliebten (und am schlechtesten angezogenen) Politiker zur Ikone. Nicht zuletzt zur Stilikone junger Menschen, also all der Corbynistas, die ihn beim Glastonbury Festival in einem Sprechgesang feierten, und all der Eltern, die ihren Neugeborenen den Vornamen Corbyn gaben.

Sein Auftritt erinnert an das Bild von Mode, mit dem die Leute von Vetements und Off-White das System in den letzten Jahren erst ein bisschen aufgemischt haben, bevor sie ganz schnell vom System aufgesaugt wurden. Demna Gvasalia arbeitet ja jetzt für Balenciaga und Virgil Abloh wird sicher der nächste Designer sein, der bei einer

LVMH- oder Kering-Marke anfängt. Der Kommentar zu den beiden Bildern der so gegensätzlichen britischen Politiker lautet: „Was Corbyn und Cameron in den Achtzigern so gemacht haben“. Cameron in Frack, Weste und Fliege mit seinesgleichen in Cambridge, Corbyn mit Bart, längeren Haaren und einem Schild vor der Brust, auf dem er gegen die Apartheid votiert. Er wird in der Szene gerade von zwei Polizeibeamten abgeführt.

Vielleicht geht es also nicht anders. Vielleicht kann jemand, der in seinen Zwanzigern und Dreißigern Protest auch mit langen Haaren und Anti-Establishment-Kleidung gelebt hat, nicht auf einmal Anzug tragen, Hemden, die vernünftig sitzen, und Hosen, die weder zu weit sind noch zu eng. Schon gar nicht, wenn er seitdem in dem Glauben lebt, einer Generation anzugehören, die es besser weiß, die in jedem Fall Recht hat. Nur: Breite Gürtel, offene Hemden, Schlaghosen, transparente Blusen oder Miniröcke sind heute keine Option mehr.

Aus dem Look der Achtundsechziger ist ein großer Kompromiss geworden, der das Bild der Mode in Deutschland bis heute prägt. Was die Jugend damals trug, mag rückblickend sogar cool sein. Heute ist es ein Look wie ein Zähneknirschen. Denn so jugendlich, so lustbetont geht es eben nicht mehr. Die Achtundsechziger sind heute ja an die siebzig. Also Konsenskleidung? „Man hat sich dem Mainstream angepasst“, sagt der Achtundsechziger, der bei dem Wort Herrenausstatter Würgereize bekommt und lieber zum Flohmarkt geht. „Wo noch Leben ist.“ Wo er sich an eine Zeit erinnert, als Gefühle eine größere Rolle gespielt haben. „Ein Achtundsechziger von heute ist ganz selten so gekleidet wie Angehörige der Generation davor“, sagt Klaus Hurrelmann. „Die Botschaft, dass sie nicht den vorgegebenen fremdbestimmten Konventionen folgen wollen, ist geblieben.“

Nur haben wir es heute mit einer besonders schlauen Modeindustrie zu tun. Auch deren Ziel sind Kleider für ein selbstbestimmtes Leben, für Freiheit. „Sie verkauft ihren Stil als individuell, ist aber doch von der Industrie gesteuert. Das ist in den Augen der Achtundsechziger unerträglich“, sagt Hurrelmann. Und der Achtundsechziger, der es eben deshalb vorzieht, vor dem Herrenausstatter zu stehen und zu lachen, als sich darin wie selbstverständlich einzukleiden wie Männer seiner Generation, zählt auf: Manschettenknöpfe, Hosen mit Bundfalten, Sakkos, besitzt er natürlich längst alles selbst. Er zieht es auch an, weil es halt nicht anders geht. „Aber ich sage es ganz ehrlich: Ich mache das für die Menschen um mich herum, nicht für mich selbst.“



Marc O'Polo  
SHOES



FOLLOW YOUR NATURE





Die Dior-Schönheit der Fünfziger, die Stimmung von heute: Maria Grazia Chiuri muss beides berücksichtigen.

# GRAZIE, MARIA!

Maria Grazia Chiuri führt Dior auf die Straße. Der neuen Frauenbewegung gibt sie damit ein Gesicht. Ein Treffen mit der wichtigsten Frau der Mode.

*Von Jennifer Wiebking, Fotos Frederike Helwig*

Es dauert keine zwei Minuten, bis Maria Grazia Chiuri im Gespräch persönlich wird. Sie hat gerade Platz genommen auf dem Sofa in der Zentrale von Dior in Paris. Fragt man nach ihren Plänen für das nahe Wochenende, erzählt sie von dem Wein, den ihr Mann trinkt, wenn er aus Rom nach Paris gekommen ist: rot, französisch; sie selbst habe nichts für Alkohol übrig. Wenn sie über Feminismus in der Mode redet, spricht Maria Grazia Chiuri von ihrer Tochter Rachele. Und wenn sie an Slogan-T-Shirts denkt, diesen großen Modetrend, den sie angestoßen hat, erzählt sie von New York. „Ich war neulich da. Ich hatte nur einen einzigen Tag.“ Die paar Stunden nutzte sie, um eine Ausstellung zu besuchen: „We Wanted a Revolution“ im Brooklyn Museum, über Afroamerikanerinnen zwischen 1965 und 1985, über die Rechte, für die sie kämpften. „Ich war mit einer Freundin da, und plötzlich stand dort eine junge Frau, die ein Slogan-T-Shirt trug.“ Der Spruch war derselbe, mit dem Chiuri im Oktober 2016 ihre Idee von Dior vorgestellt hatte: „We should all be feminists.“

Nur war das T-Shirt nicht von Dior. Maria Grazia Chiuri fand das lustig. „Ich fragte sie, woher sie das habe.“ Es stellte sich heraus, dass die junge Frau gar nichts von den T-Shirts wusste, dass sie einfach den Spruch gut fand. „Meine Freundin zeigte auf mich und sagte, ich hätte sie entworfen.“ Dass da jemand recht schamlos ihre Idee kopiert hatte – geschenkt. Sie machte sogar ein Foto mit der Frau. „Ist mir doch egal. Wichtiger ist mir die Botschaft, die Gemeinschaft der Frauen und jede einzelne, die es trägt.“ Chiuri geht es also nicht um ihr T-Shirt, sondern um den Spruch, der ursprünglich von der Schriftstellerin Chimamanda Ngozi Adichie stammt.

So geht sie jetzt bei Dior an die Arbeit. Maria Grazia Chiuri, die wichtigste Frau der Mode, ist nah dran am Leben von Frauen im Allgemeinen, also nicht nur am Leben von Dior-Kundinnen im Besonderen. Auch die sind schließlich zunächst Frauen, und in Chiuris Entwürfen scheinen sie sich auch so zu sehen. In einer Dior-Mode, die nun ihren Ort auf der Straße hat wie keine Dior-Mode zuvor. Die Slogan-T-Shirts, die Sling-Pumps mit Pfennigabsätzen, die Baskenmützen: Man sieht sie dort, wo Menschen etwas für Mode übrig haben. Darf man so etwas feststellen? Ein halbes Jahrhundert, nachdem Mode Teil der Popkultur wurde und auf der Straße ihre eigentliche Bedeutung bekam? Als es nicht mehr darum ging, in Salons

Couture Herbst  
2017







Herbst 2017



Resort 2018

für reiche Damen zu schneiden, sondern zu erspüren, was die Jugend wollte? Müsste die Luxusmode dort nicht längst angekommen sein?

Natürlich, die Balenciaga-Daunen-Schals dieses Winters waren dem Logo der Kampagne von Bernie Sanders nachempfunden. Das Sortiment in einem Céline-Geschäft spiegelt vom Kaschmirmantel bis zu den weißen Turnschuhen die Garderobe einer Frau wider, die mitten im Leben steht, zumindest jetzt, da Hedi Slimane noch nicht dort angefangen hat. Aber auch die Louis-Vuitton-Taschen, auf die Generationen von Abiturientinnen sparen, werden immer Louis-Vuitton-Taschen bleiben.

Maria Grazia Chiuri's Mode ist mehr. Ihre Ideen, sind sie einmal in der Welt, vervielfältigen sich, unabhängig von Dior, wie man an den T-Shirts oder den Baskenmützen sieht. Über das Ergebnis kann man streiten. Manche sagen, es sei zu banal, zu wenig elegant. Aber die Kunden kaufen es, die Zahlen stimmen. Im ersten Halbjahr des Jahres 2017 verzeichnete Christian Dior einen Umsatz von gut einer Milliarde Euro, ein Anstieg von 154 Millionen im Vergleich zum Vorjahreszeitraum (als Chiuri noch nicht da war). Auch werden immer mehr Geschäfte eröffnet. So gibt es in Deutschland neben Läden in München, Frankfurt und Düsseldorf seit zwei Wochen eine vierte Boutique in Berlin.

Chiuri trägt an diesem verregneten und kühlen Tag kein Dunkelblau, sondern Schwarz: ein Kleid, darüber etwas Warmes. Langes. Keine Strumpfhosen, sind nicht ihr Ding. An den Fingern die typischen schweren, skurrilen Ringe, am Handgelenk ein Freundschaftsarmband, um den Hals eine Kette mit Superman-Logo. Oder besser: eine Superwoman-Kette. Der Feminismus ist auch gleich der nächste Diskussionspunkt. Darf, soll, muss ein Luxushaus, das Frauen modisch inszeniert und ihnen zugleich die Möglichkeit gibt, sich selbst zu inszenieren, feministisch sein? Also Mode machen, die feministische Züge hat? Setzen wir die Emanzipation nur weiter aufs Spiel, indem wir sie auf ein Fest des Frauseins reduzieren? Oder bekommt der Feminismus, indem er ein Zeichen von Weiblichkeit ist, so wieder die Aufmerksamkeit, die er lange nicht hatte? Ist es deshalb vielleicht attraktiver, sich mit ihm zu beschäftigen?

Für Maria Grazia Chiuri stimmte das Timing jedenfalls. Eine Woche, nachdem sie die Slogan-T-Shirts zum Debüt vorgestellt hatte, kamen Donald Trumps frauenfeindliche Äußerungen („grab them by the pussy“) ans Licht. Klar, dass die T-Shirts daraufhin ein Selbstläufer waren, sie sind es bis heute, ob in der 550-Euro-Version in der Dior-Boutique oder für 5,99 Euro in jeder Fußgängerzone. Chiuri ist keine Wahrsagerin in Sachen Donald Trump. Dass die Lage für Frauen auch in entwickelten Ländern noch immer ungerecht ist, hat sie schon vorher gesehen, am Beispiel ihrer Tochter. „Als Rachele 16 Jahre alt war, riet ich ihr, aus Rom wegzugehen. Die Kultur dort erinnerte mich schwer an die Zeit vor der Revolution der Frauen. Es ist, als hätten wir irgendwann einfach vergessen, über gewisse Missstände zu reden. Wir sind jetzt wieder in der Vergangenheit.“

Die Chefdesignerin, Jahrgang 1964, kann das beurteilen. Sie selbst habe das Glück gehabt, in einer anderen Zeit aufgewachsen zu sein, sagt sie. „Im Laufe meiner Karriere habe ich die Ungerechtigkeiten nicht gespürt.“ Nun ist die Zeit, die Missstände zu benennen, auch durch ihre Arbeit. Mit einer Botschaft auf dem T-Shirt, wie zum Beispiel auch, nach dem Titel eines Essays von Linda Nochlin: „Why Have There Been No Great Women Artists“. Klar, es ginge subtiler. Aber man würde dann nicht darauf aufmerksam. „Ich glaube, dass Mode diese Verantwortung hat, so nah, wie man sie am Körper trägt.“

Als die Modemacherin vor ein paar Wochen in Rom war, traf sie ihre Nichte. „Sie ist 14 und macht sich unheimliche Gedanken um ihren Körper. Natürlich fühlt sie sich hässlich und zu dick, wie sich Mädchen in dem Alter eben schnell fühlen.“ Also schlug sie ihr vor, zusammen einkaufen zu gehen. „Ich sagte, wir suchen dir ein cooles Outfit für die Schule zusammen, und das kann

# GRAZIE, MARIA!



Frühjahr 2018





Pre-Fall 2017

# GRAZIE, MARIA!



Couture Frühjahr 2017

dann sogar Spaß machen. Mode sollte so sein, spielerisch, bestärkend, und sie sollte dabei helfen, sich selbst zu finden. Das hat mir in letzter Zeit gefehlt. Es ging nicht mehr um die Frauen, die diese Mode im Leben tragen, sondern um die, die sie auf dem Laufsteg präsentieren.“

Dass gerade Models kaum für ein wirklichkeitsnahes Frauenbild stehen, tut Maria Grazia Chiuri ab. „Ich bin Mutter und mache mir große Sorgen über Magersucht. Aber Mode ist eine Industrie. Da braucht man Prototypen, aus denen wir später die verschiedenen Größen machen.“ Undenkbar, eine ganze Kollektion auf viele unterschiedlich große Frauenkörper zu schneiden. Die große Diskussion um mehr Vielfalt auf den Laufstegen, sie scheitert also schon an einem schönsten technischen Problem. Aber müssen die Prototypen deshalb so schmal sein? Es gehe bei den Schuhen los, sagt Chiuri. „Neulich kam eine wunderschöne Frau zum Fitting, aber sie hatte Schuhgröße 44. Wir konnten nicht mit ihr arbeiten, wir hätten die Schuhe anfertigen müssen. Und wissen Sie, was eine Extra-Anfertigung kostet?“

Maria Grazia Chiuri redet nicht nur, sie gestikuliert, und außer ihrer Stimme hört man den Klang der Ringe. „Nicht jeder kann Model sein“, sagt sie. Bei der Arbeit an der Ausstellung zum siebzigsten Geburtstag von Dior im vergangenen Jahr ist ihr aufgefallen: „Die Silhouette hat sich verändert. Nicht weil ein Designer eine Eingebung hatte, sondern weil sich die Frau verändert. Marc Bohan zum Beispiel war stärker zukunftsorientiert als Yves Saint Laurent. Es war die Zeit der Revolution, und der Designer muss immer die Stimmung auf der Straße erspüren.“ Ihre Aufgabe ist es jetzt also auch, die Schönheit von Christian Diors Arbeit aus den Fünfzigern mit der Stimmung von heute zu verbinden.

Sie wuchs langsam in die revolutionären Zeiten hinein. Zwar stürmten 1968 auch in Rom 2000 Studenten die Universität und forderten mehr Mitbestimmung. Aber erst später ging es richtig los. „1970 kam ein neues Scheidungsrecht. 1978 haben wir dann erst ernsthaft über Abtreibung gesprochen.“ Chiuri erinnert sich an ihre Eltern, die ihrer Großmutter klar zu machen versuchten, wie wichtig das Recht auf Scheidung sei. „Und jetzt? Stellen wir im Ernst wieder das Recht auf Abtreibung in Frage?“

Es sei auch ein Privileg, sich diese Gedanken nun überhaupt machen zu können, sagt sie. In der ersten Hälfte ihres Leben war sie dafür viel zu beschäftigt. „Ich kümmere mich jetzt viel mehr um mich selbst. Wenn man jung ist und schnell einen Job finden will, wenn man Kinder bekommt, hat man doch kaum Zeit.“ Das sei jetzt anders, da sie zum ersten Mal alleine wohnt. „Meine Tochter sagte mir neulich, sie lese gerade die Biographie der Fotografin Diane Arbus. Arbus habe erst mit 40 Jahren zum Erfolg gefunden, weil sie in der ersten Hälfte ihres Lebens zu beschäftigt damit war, das zu machen, was sie glaubte, das andere von ihr erwarteten. Meine Tochter sagte, das erinnere sie an mich.“ Viele Frauen können sich darin wohl wiedererkennen.

Auch ihre erste Lebenshälfte hat sie schon erfolgreich genutzt. Sie studierte Modedesign in Rom und dachte nicht im Traum daran, mal als Kreativdirektorin arbeiten zu können. „Die Chefdesigner der Zeit waren ja auch die Eigentümer der Marken: Giorgio Armani, Gianni Versace. Aber zugleich war da dieser Gedanke, dass Männer es besser können, dass sie Frauen besser einkleiden, als andere Frauen es machen würden.“ Das seien die patriarchalischen Strukturen der Vergangenheit. „Wir sehen uns noch immer zu oft mit den Augen von Männern.“

Chiuri wurde in Rom geboren und hat bis zu ihrem Umzug nach Paris auch dort gearbeitet, stets zusammen mit ihrem Designpartner Pierpaolo Piccioli. Sie hatte ihn über den Modemacher Giambattista Valli kennengelernt, einen gemeinsamen Freund, mit dem sie auf demselben Gymnasium war. Eines Abends bar Giambattista seine Freundin Maria Grazia, die in Florenz bei dem kleinen Label Chiara Boni arbeitete, einen Bekannten vom Bahnhof abzuholen – es war Pierpaolo.

Als sie später bei Fendi anfing, trafen die zwei sich wieder. Zu Valentino wechselten sie gemeinsam, um dort eine Accessoire-Linie aufzubauen und nach dem Ausscheiden des Gründers die Gesamtverantwortung fürs Design zu übernehmen. Zu Dior ging Chiuri dann 17 Jahre später alleine. Sie bezog eine Wohnung in Paris. Seitdem verlässt sie ihr schönes Zuhause am Park Doria Pamphili im Westen von Rom regelmäßig, um unter der Woche in Paris zu arbeiten. So hatte sie zuletzt mit 20 Jahren gelebt. Aber anders als zu der Zeit, als es um die Position des Chefdesigners von Valentino ging, musste sie sich jetzt keine großen Sorgen mehr um ihre Kinder machen: Rachele, 21 Jahre alt, studiert Bildende Kunst an der Goldsmiths-Universität in London. Niccolo, 24, lebt mit seinem Vater in Rom.

Wenn Chiuri aus ihrem Leben erzählt, klingt das leicht. Dabei hat sie einen der härtesten Jobs in der Mode. John Galliano zerbrach unter dem Druck, Raf Simons ging nach drei Jahren. Über Maria Grazia Chiuri sagt man, sie nehme es mit der Leichtigkeit der Erfahrung. Vielleicht hilft ihre nahbare Art dabei, in einem Unternehmen mit strengen Regeln zurechtzukommen. Im Gespräch lacht sie immer wieder, sie hat eine unbändige Lust zu erzählen. Sie ist die erste Frau als Chefdesignerin in dem Haus, das sich seit 1947 der Weiblichkeit verschreibt.

Jetzt lebt sie ihr zweites Leben und muss nicht mehr das machen, was andere möglicherweise von ihr erwarten. „Wenn man jung ist, kann sich das Leben schnell wie eine Prüfung anfühlen. Ich glaube, dass ich nichts zu verlieren habe. Ich habe schon so viel mehr gemacht, als ich mir jemals hätte vorstellen können. Also kann ich es auch einfach genießen.“ Mit dieser inneren Freiheit geht sie an die enge Taktung eines Luxushauses. „Als erstes habe ich hier alle Türen geöffnet. Wenn ich könnte, würde ich alle Türen entfernen lassen. Können Sie sich vorstellen, dass die Leute bei Google ihre Türen schließen? In einem kreativen Job geht das nicht.“

Sie erinnert sich noch gut an die Zeit, als sie zwei Kollektionen im Jahr entwarf, Sommer und Winter. Jetzt sind

es sechs. Aber sie will sich nicht beklagen, schon gar nicht hier, in der Grande Nation der Mode. „Darauf sind sie hier so stolz, anders als in Italien. Wir haben so ein schönes Land, aber wir verkaufen es nicht richtig.“ Am Tag ihrer Schau im September schickte die Bürgermeisterin von Paris Blumen. „Sie schrieb mir auch, als ich hier ankam, dass sie glaubt, Mode sei wertvoll für die Stadt. In Italien beginnt man gerade erst zu verstehen, dass es sich bei Mode vielleicht doch nicht um eine große Party handelt.“

Nur die Sprache macht ihr Sorgen. „Ich habe wirklich kein Sprachtalent. Ich hasse es richtig, eine andere Sprache zu sprechen. Wir sprechen hier nur Französisch und Englisch, und all diese Sprachen vermischen sich in meinem Kopf.“ Auch im Gespräch sucht sie oft nach Wörtern, streut italienische Begriffe ein. „Und dann die Sache mit den Namen: Kann ich mir einfach nicht merken. Ich nenne meinen Sohn beim Namen meines Bruders.“

Wenn sie abends nach Hause kommt, muss sie sich erholen. „Ich habe einen Fernseher, aber den schalte ich nie ein. Ich sitze einfach nur da und genieße die Stille.“ Sie nimmt sich ein Buch, denkt nach. An den Wochenenden fliegt sie nach Hause, sofern Zeit ist. Als sie bei Valentino arbeitete, ging sie noch mit ihrer Tochter im Park joggen und teilte sich einen Personal Trainer mit ihrem Designpartner. Auch jetzt lebt sie direkt an einem Park, am Jardin du Luxembourg. „Zweimal war ich da. Einmal zum Spazierengehen, einmal für eine Fotoproduktion. Und dreimal habe ich es zum Pilates geschafft.“

In ihrer Wohnung kann sie machen, was sie will. „Niccolo reist heute Abend ab, dann kann ich mir wieder alles so herrichten, wie ich es gerne habe. Wenn mein Mann dann am Samstag kommt, wird sich das schnell wieder ändern.“ An den Wänden hängt auch Kunst, für die sie seit 30 Jahren keinen Platz hatte. „Ein Bild ist von einem florentinischen Maler, mein Mann hasst es. Als er es jetzt hier in meiner Wohnung sah, hat er es sofort umgedreht.“ In Rom wiederum haben Mann und Sohn nun die Herrschaft im Haus übernommen. „Sie haben die Teppiche entfernt. Sie sagten, sie würden die nicht mögen, und ich sei ja nie da. Es ist immer lustig bei uns!“

Die Familie hatte also auch etwas zu sagen, als Maria Grazia plötzlich, im Alter von 51 Jahren, ihren Look änderte, als sie die haselnussbraunen langen Haare abschneiden ließ, sie platinblond färbte und die Augen seitdem tief dunkel schminkt. „Das Blond war nicht das Problem, aber die Länge. Mein Sohn schrie meinen Mann an, wie er mir das erlauben könne. Und er sagte, er müsse mir ja nichts erlauben. Mein Sohn ist so altmodisch, so bourgeois.“

Maria Grazia Chiuri lacht wieder. Würde ein Slogan-T-Shirt helfen? „Er trägt keine T-Shirts, immer Krawatte. Er ist so streng, militanter Nichtraucher, er lebt sehr gesund. Und ich sage: Niccolo, entspann dich. Du wirst eh sterben. In jedem Fall werden wir alle sterben.“

Fotos: Frederike Helwig, Styling: Markus Ebner, Model: Adrienne Jülliger (Viva Paris) Fotografiert am 11. und 19. Januar 2018 in Paris.



## RENÉ STORCK





Jazzelle Zanaughtti aus Chicago ist Model und könnte mit ihrem Gesicht bald berühmt sein. Anders berühmt als, sagen wir, Cara Delevingne: Sie hat so gut wie keine Augenbrauen.

### HI, MISS YOU!

Wer solche nichtssagenden Botschaften im Laufe des Tages an seinen Partner verschickt, der arbeitet tatsächlich an seiner Beziehung. Das wollen Forscher der Pace-Universität in New York nun herausgefunden haben. Je öfter die Probanden demnach den informellen Austausch über das Smartphone suchten, umso glücklicher sei auch die Partnerschaft. Ist also gar nicht so schwer. So ein „Hi“ schreibt sich ja leicht.



Bei diesem Spiegel (Minimalux) ist der Vorteil auch ein Hindernis: Er sieht so gut aus, dass der Anblick, wenn man erst mal hineinschaut, nicht unbedingt besser wird.



Die Tonkabohne begegnet einem jetzt oft, wenn von Trends die Rede ist. Aber richtig glücklich kann man sich schätzen, wenn Tonka auf der Flasche steht und Gin drin ist.



Turnschuh-Revivals kommen und gehen. Nach denen von Nike, Vans, Adidas könnte 2018 das Jahr von Puma werden, auch ohne den ehemaligen Mutterkonzern Kering. Wegen 1968: Der Wildleder-Sneaker feiert Fünfzigsten.



Bloß kein Streichquartett bei der Hochzeit? Immer schon von einem Graffiti in der Wohnung geträumt? Die Buchungsplattform Book a Street Artist hat weniger konventionelle Kontakte.

# OGI

Bedeutende Dinge, Menschen, Ideen, Orte und weitere Kuriositäten, zusammengestellt von *Jennifer Wiebking*



Hier zu sehen ist ein Einhorn-Milchshake, der nicht mal total letzter Sommer ist. Die lila Essenz macht es aus: Ube, eine Art Süßkartoffel-Püree, deren Zeit nun reif zu sein scheint.



Verbraucher mit Informationsbedarf werden sich vom Kaschmirlabel Zue Anna verstanden fühlen: Für jeden Pullover ist herauszufinden, von welcher Schafherde die Merinowolle stammt.



Am Freitag, dem 16. Februar, feiern die Chinesen ihr Neujahrsfest. Dann bricht das Jahr des Hundes an. Mit diesem Becher (Fürstenberg) ist man von hier aus dabei.

### DIE ANDERE SICHT DER DINGE

Skandinavier und Franzosen machen in Sachen Kindererziehung ja eigentlich alles besser. Wie überhaupt im Leben. Aber die andere Perspektive zeigt auch: Wir Deutschen sind gar nicht so schlecht, also im Umgang mit den Kindern. In den Vereinigten Staaten ist nun „Achtung Baby“ erschienen, der Ratgeber einer Amerikanerin, die andere Mütter lange genug in Berlin beobachtet hat und deren Erziehungsstil für vorbildlich befindet. („Achtung Baby“ von Sara Zaske, Picador-Verlag)



Kate Barlow, Israel Blaque und Kasimir Gold sind nur die Fake-Namen der Mitglieder der Düsseldorfer Band Creeps. Sie wollen anonym bleiben. Nicht mal Freunde wissen Bescheid.

FOTOS: HERSTELLER (8), DPA, LEVA, ROLAND SCHMIDT

**A**  
**AIGNER**



#AIGNERLOVE  
AIGNERMUNICH.COM





Mantel mit Jeansweste von Balenciaga, Top von Emporio Armani, dunkelblaue Kapuzenjacke von Moncler, Lederhose von Fenty x Puma, Cowboyboots von Each x Other, Ring von Karl Lagerfeld

Die Studenten in Paris haben es 1968 vorgemacht: cool gekleidet demonstrieren. Auch die Mode von heute spielt Protest.

*Fotos Jean-Vincent Simonet  
Styling Markus Ebner*

# EN MARCHÉ



Laetitia: Mantel von Calvin Klein 205W39NYC, Jeans von Chanel, Tuch von Hermès, Handschuhe und Boots von Karl Lagerfeld; Kevin (rechts): Biker-Jacke von Harley-Davidson über Kilo Shop Paris



Mantel von Calvin Klein 205W39NYC, Hoodie und Handschuhe von Karl Lagerfeld, Seidentuch von Hermès





Lederjacke von Valentino, Jeansjacke von Faith Connexion, Body mit Muster in Schwarz und Gold von Versace, Armreif von Hermès

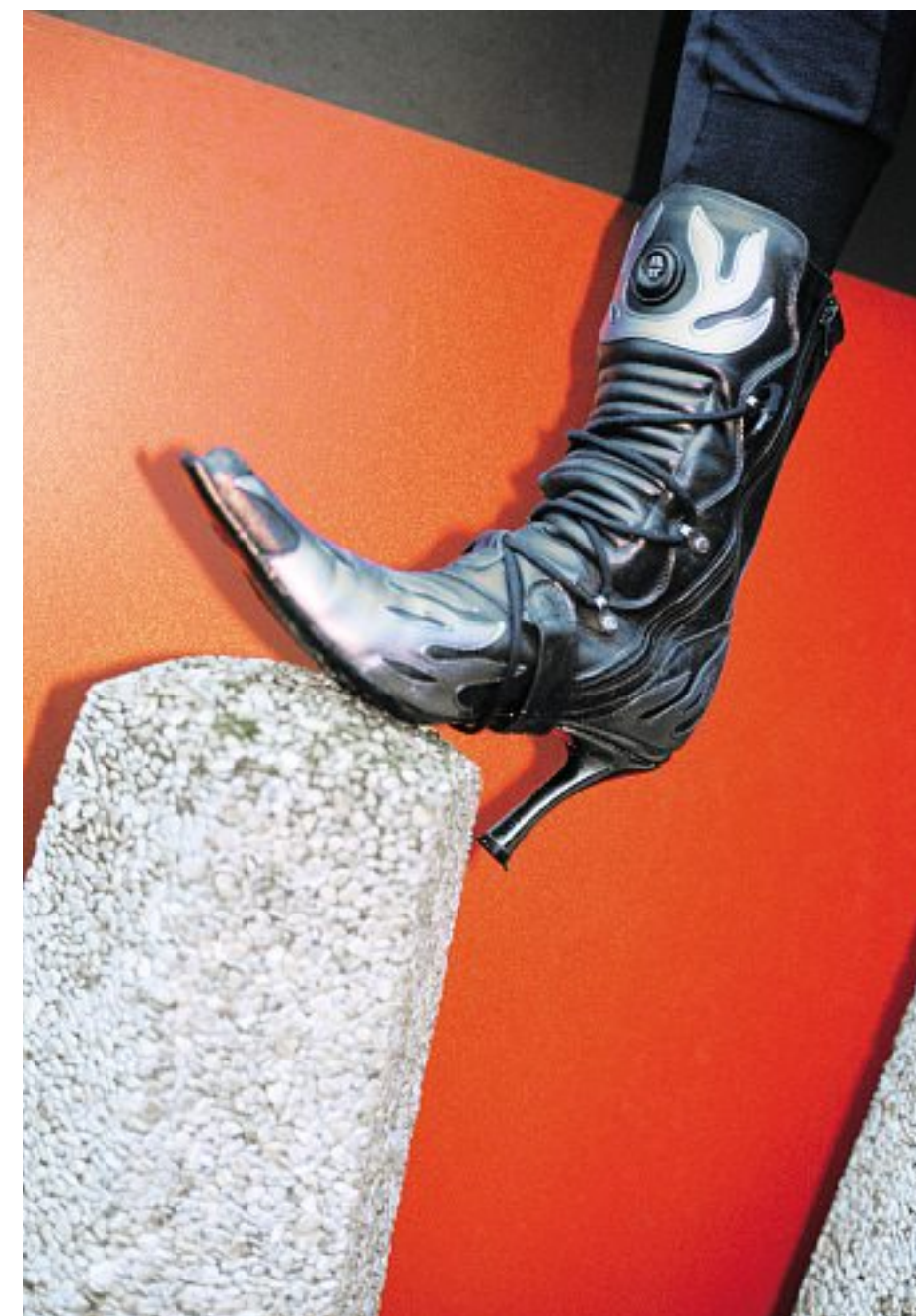


Ledermantel von Céline, Hoodie von Faith Connexion, Top von Juun.J, Jogginghose von Fenty x Puma, Ring von Karl Lagerfeld



Kevin (links): Jacke von Harley-Davidson (Kilo Shop); Maxime (Mitte): Jacke von Boris Bidjan Saberi

# EN MARCHE



Cowboyboots von Dumitrascu, schwarze Hose von Y-3





T-Shirt von Gucci, Hoodie von Études, Shorts von Saint Laurent by Anthony Vaccarello, Hose von Sonia Rykiel, Boots von Each x Other, Ring von Karl Lagerfeld



Jacke von Givenchy, Top von Chanel, Kleid von Yohji Yamamoto, Halskette von Karl Lagerfeld, Kette (in der Hand) von Alyx



Lilafarbene Lederjacke von Bottega Veneta, schwarzes Hemd aus Leder von Chanel, Netztop von Fenty x Puma, graue Jeans von Karl Lagerfeld, Ohrring von Hermès

# EN MARCHE

Fotos: Jean-Vincent Simonet  
 Styling: Markus Ebner  
 Models: Hanna Sylla (Viva Paris), Laetitia Catzeflis (Viva Paris)  
 Make-up: Aya Fujita mit Produkten von Chanel  
 Haare: Asami Maeda  
 Mode-Koordination: Evelyn Tye  
 Styling-Assistenz: Brian Placide, Ekin Aktan,  
 Katherine Hughes  
 Foto-Assistenz: Basile Mookherjee

Dank an Ophélie Cozette, Charles Gregory,  
 Maxime Guicherd, Kevin Tola, Nicolas Vrak

Fotografiert am 21. Dezember 2017 in Paris.



Top und Hose von Salvatore Ferragamo, Hoodie von Y-3, Gürtel von Dumitrascu, Armreif von Hermès, Handschuhe von Karl Lagerfeld



# Sie wollten ihre eigene Sprache finden

Die Frauen von heute haben den feministischen Kämpferinnen von gestern viel zu verdanken.

Von Helene Bubrowski



Im Sozialistischen Deutschen Studentenbund (SDS) ging es immer und immer wieder um die Unterdrückten und Entrechteten. Doch Frauen waren damit nicht gemeint. Dabei war die Gleichberechtigung der Geschlechter Mitte der sechziger Jahre keineswegs vollendet. Der Mann war das Oberhaupt der Familie, hatte Vorrechte bei der Kindererziehung. Ohne das Einverständnis der Männer durften Frauen nicht arbeiten. Das Recht des Mannes, den Arbeitsvertrag seiner Frau fristlos zu kündigen, war gerade erst abgeschafft worden. Viele junge Frauen fühlten sich bevormundet und wollten die Rolle der treu sorgenden Ehefrau und Mutter endlich überwinden. Doch im Kampf gegen die herrschende Klasse war für diese Themen kein Platz – und dabei gaben die Männer den Ton an.

In einer Sitzung des SDS im September 1968 in Frankfurt wurde es der Filmstudentin Helke Sander schließlich zu bunt. Sie wollte über die Ausbeutung der Frauen im privaten Bereich diskutieren, aber die Delegierten weigerten sich. „Genossen, wenn ihr zu dieser Diskussion, die inhaltlich geführt werden muss, nicht bereit seid, dann müssen wir allerdings feststellen, dass der SDS nichts weiter ist als ein aufgeblasener konterrevolutionärer Hefeteig“, rief sie. Nicht einmal nach diesem Ausruf war ihr die Aufmerksamkeit sicher. Also warf Sigrid Rieger Tomaten auf die Bühne. Die Männer spotteten, aber der Wurf gilt als Auftakt der Frauenbewegung in der Bundesrepublik. In Frankfurt gründeten Frauen noch am selben Tag den „Weiberrat“. Weitere Frauenräte, Frauenzentren, Frauencafés in ganz Deutschland folgten, feministische Verlage wurden gegründet, Publikationen von und für Frauen erschienen.

Diese Räume für Frauen sollten dabei helfen, sich von der männlichen Dominanz loszusagen. Kritiker meinen, die Achtundsechziger hätten Ehe und Familie diskreditiert und zurückgedrängt. Die Feministinnen aber wollten ihre eigene Sprache und ihre eigenen Themen finden.

Aus heutiger Sicht klingt das altbacken. Emanzipierte Frauen unterscheiden nicht mehr zwischen Männer- und Frauenthematen, sondern wollen selbstverständlich in jeder politischen und gesellschaftlichen Debatte gleichberechtigt mitreden. Doch mussten Frauen Themen, die sie angehen, überhaupt erst besetzen. Lesbische Liebe, Rechte von Prostituierten, Vergewaltigung in der Ehe – im gesellschaftlichen Diskurs spielte das keine Rolle. Über Geburt und Abtreibung tauschten sich Fachleute aus, also Männer, die Meinung von Frauen spielte kaum eine Rolle. Frauen, die mit ihrem Gynäkologen über die Methoden der sanften Geburt sprechen wollten, mussten sich anhören: „Ich habe schon 100 Kinder auf die Welt gebracht, Sie noch keins.“

Viele Frauen wollten sich das nicht länger gefallen lassen, sondern selbst bestimmen – nicht nur wie, sondern auch ob sie ein Kind auf die Welt bringen. „Mein Bauch gehört mir“, so lautete der Slogan, mit dem Frauen für eine Legalisierung von Schwangerschaftsabbrüchen stritten.

„Wir haben abgetrieben“ titelte der „Stern“ 1971 und veröffentlichte die Selbstbezeichnungen von 374 Frauen – Studentinnen, Berufstätige, Hausfrauen, Mütter. Waren sie stolz auf ihre Entscheidung gegen das Kind? Die meisten sicher nicht. Doch die Aktivistinnen wollten den Anschein erwecken, als gingen sie mit dem Thema leichtfertig um, als seien die körperlichen und psychologischen Risiken von Abtreibungen einfach zu ignorieren. Die Kampagne war eine Provokation, die Positionierung extrem – gegen die herrschende Sexualmoral, gegen Kirchen und Konservative. Die Folge: eine kontroverse gesellschaftliche Debatte und eine Kompromisslösung Mitte der siebziger Jahre.

Die sexuelle Befreiung hatte aber auch Seiten, die im Widerspruch zu den Emanzipationsbestrebungen standen. Zwar hielten sich die wenigsten an den Spruch „Wer zweimal mit derselben pennst, gehört schon zum Establishment“. Doch in einem Buch berichtete die Journalistin Tissy Bruns, welch ein Druck auf jungen Frauen lastete, sexuelle Abenteuer zu wagen. Nicht jede Frau sehnte sich danach, nackt durch die Wohngemeinschaft zu springen und jede Nacht in ein anderes Bett zu schlüpfen – zumal sich das Leben in den Kommunen oft nach den Wünschen der Männer richtete. In der Me-too-Debatte melden sich in diesen Tagen nun laufend Frauen zu Wort, denen es nicht gelungen ist, Männern eine Abfuhr zu erteilen – weil sie Angst hatten oder einfach nicht bieder rüberkommen wollten. Und das war ungleich schwieriger in einer Zeit, in der eine Generation sich die Befreiung von der speißigen Sexualmoral ihrer Eltern auf die Fahnen schrieb.

Die Beschäftigung mit der eigenen Sexualität brachte der Achtundsechziger-Bewegung auch den Vorwurf ein, die falschen Prioritäten zu setzen. „Es spricht vieles für die Theorie, dass es gerade die 68er-Frauen waren, die aus einer ursprünglich knallhart politischen Bewegung eine ayurvedische Wellness-Kur mit eingebauter Orgasmusvorfahrt gemacht haben“, schrieb die „Berliner Zeitung“ vor einigen Jahren über die Frauenbewegung. Wenn das

Private politisch ist, dann ist alles politisch, auch der Sex.

Aber bei manchen Aktionen kann man sich fragen, was die Frauen eigentlich bezwecken wollten – und ob sie sich darüber überhaupt Gedanken gemacht haben. So sagte Helke Sander vom Aktionsrat zur Befreiung der Frauen in ihrer Rede zur Delegiertenkonferenz des SDS 1968: „Warum spricht ihr denn hier vom Klassenkampf und zu Hause von Orgasmusschwierigkeiten? Ist das kein Thema für den SDS?“ Die Grünen-Politikerin Waltraud Schoppe sagte später im Bundestag: „Eine wirkliche Wende wäre es, wenn hier oben zum Beispiel ein Kanzler stehen und die Menschen darauf hinweisen würde, dass es Formen des Liebens gibt, die lustvoll sind, und die die Möglichkeit einer Schwangerschaft gänzlich ausschließen.“

Solcher Hedonismus war den Frauenrechtlerinnen aus dem 19. Jahrhundert fremd. Ihre Themen lauteten: Recht auf freie Meinungsäußerung, Wahlrecht für Frauen, Arbeitsschutz, Zugang zu Bildung, Abschaffung der Sklaverei. Von den Forderungen der Achtundsechziger-Frauen hätten die Feministinnen knapp 100 Jahre früher nicht zu träumen gewagt. Eine Feministin etwa, die bei Wahlen in New York einen Stimmzettel in die Wahlurne warf, wurde sofort verhaftet. Traurige Berühmtheit erlangte auch der Vorfall in einer New Yorker Textilfabrik: Die Arbeiterinnen streikten für bessere Arbeitsbedingungen, die Fabrikbesitzer schlossen die Frauen ein, damit sich die anderen Angestellten nicht mit ihnen solidarisierten. Ein Brand brach aus, und 129 Arbeiterinnen kamen ums Leben.

Auch in den Sechzigern litten noch viele Frauen, vor allem Gastarbeiterinnen, unter schlechten Arbeits- und Wohnbedingungen. Aber die Feministinnen hatten ein eher abstraktes Verständnis davon: Sie bewegten sich in studentischen und parlamentarischen Kreisen, fernab der Fabriken. Arbeiter spotteten über Studenten, die ihnen Flugblätter über Arbeiterrechte in die Hand drückten. Und doch wäre es falsch, die Frauenbewegung des 19. Jahrhunderts gegen die des 20. Jahrhunderts in Stellung zu bringen. Jede Zeit hat ihre eigenen Themen – und die neuen Feministinnen wollten sich bewusst von historischen Vorbildern abgrenzen und eigene Erfahrungen zum Thema machen.

Heute ist es wieder ganz anders. Juristisch ist die Gleichstellung erreicht, und doch ist Diskriminierung weiter an der Tagesordnung. Bis zum Beginn der Me-too-Debatte war das wichtigste Thema von Frauenrechtlerinnen in den vergangenen Jahren die Vereinbarkeit von Familie und Beruf. Frauenquote für Aufsichtsräte, Karriere mit Kind – auch das sind Themen für die Privilegierten. Mit dem Weinstein-Skandal rückten sexuelle Belästigung und Übergriffe in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit. Noch ist der Kampf für die Sache der Frauen nicht zu Ende. Aber die jungen Frauen von heute haben den feministischen Kämpferinnen früherer Jahre einiges zu verdanken. Der beste Beweis dafür sind die Wortmeldungen selbstbewusster Frauen, die das Thema für überflüssig halten. ◀

# MAURICE LACROIX

Manufacture Horlogère Suisse



AIKON COLLECTION  
#BEYOURAIKON

YOUR TIME IS NOW.



WWW.MAURICELACROIX.COM



**D**iese Schuhe! Hellblau und vorne rund. Claire Stansfield nimmt sie aus dem Regal. Eigentlich hätte die Modehändlerin, die am Rande des Londoner Viertels Notting Hill gemeinsam mit zwei Geschäftspartnern den Vintage-Shop Rellik führt, die hellblauen Schuhe nicht gekauft. Claire Stansfield, dicke blonde Locken, rosa Lippenstift, schwarzer Blazer, orangefarbener Nagellack, streicht über das hellblaue Leder an den Seiten und über die dicken Absätze. Die Schuhe sind von Clarks, aus dem Jahr 1969, und Claire Stansfield hält sie jetzt zusammen, so dass sich die runden Kappen berühren. „Wegen des Musters, das sich ergibt, wenn Sie Ihre Füße darin zusammenstellen.“ Deshalb hat die Vintage-Expertin die Schuhe doch gekauft.

Sie zeigt auf die weißen Lederstreifen auf den Kappen. Hält man sie nebeneinander, ist es ein Dreieck, das über das Paar läuft. „Das ist doch auch etwas, was zum Beispiel Miu Miu machen würde.“ Etwas, das Miu Miu, die Prada-Zweitlinie, vor fünf Jahren hätte machen können. Oder in zwei Jahren machen wird. Oder schon in der nächsten Saison. Deshalb hat Claire Stansfield die Schuhe gekauft.

Für Rellik in West-London, wo jeder Zentimeter Kleiderstange mit einem anderen Stück aus einer anderen Ära belegt ist, Glam-Rock-Lamé neben Breitcord neben antik anmutenden Jacken, ist die Vergangenheit ziemlich zeitlos. Zeitgemäß sieht sie in jedem Fall aus, auch wegen solcher Schuhe.

Oder auf der anderen Seite der Stadt, bei Beyond Retro im Osten von London. Hier türmen sich Baskenmützen und Turbane und Pullover mit Marabufedern, ebenfalls Requisiten der Sechziger, sorgsam so sortiert, dass man alles, was man heute für einen coolen Look braucht, sofort findet. An einer Stange hängen nichts als Samt-Jacken. Nur der Geruch, das typische Vintage-Odeur tragender Kleidung, erinnert daran, dass die Vergangenheit doch länger zurückliegen muss.

Draußen hört es an diesem Donnerstag nicht auf zu regnen. Drinnen ist Spaß angesagt, also Shopping. Ausnahmslos Jugendliche, über den Armen Kleider mit ausgestellten Rücken, Hemden mit spitzen Kragen, mal für fünf Pfund, mal für 35 Pfund. Teurer ist es hier selten. Und selbst wenn die Teile nicht neu sind, sondern mindestens aus zweiter Hand, muss man nicht lange nach ihnen suchen, sondern kann gleich kaufen. Es hängt ja schon alles bereit. Ohne die Sixties sähe die Vergangenheit auch hier nicht so zeitgemäß aus.

In London begegnet man ihr an jeder Ecke. Alles ist hier Vintage. Möglich, dass es ohne die Swinging Sixties heutzutage keine Primark-Koma-Käufe gäbe. Ohne die Swinging Sixties wäre die Mode womöglich auch nie zum populären Phänomen geworden. Mit der Alltagsästhetik und der Globa-

# ALLES IST VINTAGE

Die Mode aus den Sixties hinterlässt in London bis heute ihre Spuren.

Von  
Jennifer Wiebking

lisierung hätte es noch eine Weile länger gedauert. Aber trotzdem, die tiefsten Spuren hinterlassen die Swinging Sixties an ihrem Ursprung, wo es mit der Mode, wie man sie heute kennt, losging, hier in London.

Man sieht es nicht nur an Carnaby Street und King's Road, wo das Shopping in den sechziger Jahren für junge Menschen zur Freizeitbeschäftigung mit Freunden wurde, wo man bis heute einkauft wie wild, obwohl man sich doch über das Internet längst bequemer eindecken kann. In dieser Stadt liegt die Betonung überall auf Konsum, seit durch die Mode in den sechziger Jahren ein Ruck ging, seit die Jugend das Äußere zur Identitätsstiftung braucht. Noch heute sind es nicht abstrakte Zitate dieser Zeit. Hier sind es hellblaue Schuhe mit Dreiecksmuster auf den Kappen, die mal jemand auf der Strafe getragen hat und die heute Referenzwerk für große Designer sein könnten, nicht umgekehrt.

Oder das Beatles-Kleid, das jetzt bei Kerry Taylor auf dem Schreibtisch liegt, von Mitte der Sechziger. Kerry Taylor kennt sich mit der Mode aus der Vergangenheit aus, so gut wie sonst

kaum jemand in der Stadt. In ihrem Auktionshaus geht es nur darum. 2015 wurde das Beatles-Kleid bei Kerry Taylor schon mal verkauft, für damals 480 Pfund. Jetzt ist es wieder da, für die Versteigerung am 19. Februar. Nichts könnte besser für die Zeit stehen als das Kleid mit dem Konterfei der Musiker, die Ikonen waren in einem Land, dessen Jugend damals keine Studentenrevolution ausrief wie in so vielen anderen Ländern. Musik war ein umso wichtigerer Treibstoff für gesellschaftliche Veränderung.

Die Beatles waren Stil-Vorbilder und, ja, auch irgendwann Händler. Die zwei großen Modedamen des Jahrzehnts, Mary Quant (die Erfinderin des Minirocks) und Barbara Hulanicki (die Gründerin von Biba), hatten es vorgemacht. In den Sechzigern schossen die Boutiquen aus dem Boden, und seit dem 7. Dezember 1967 gab es dann auch die Apple-Boutique der Beatles, wenn auch nur bis zum 31. Juli 1968. „Die Stücke waren bunt mit viel Batikmustern, die Stimmung war frei, Hippie halt“, sagt Kerry Taylor. Zu verkaufen war alles, was sich aus dem Laden an der Ecke von Paddington Street und

Baker Street bewegen ließ. Viele Kunden nahmen die Teile so mit, ohne zu zahlen. „Sie haben dort kein Geld verdient, sondern viel verloren“, sagt Kerry Taylor. Deshalb ließen sie es auch so schnell bleiben. „Sie kündigten an, den Laden zu schließen, und meinten: Kommt vorbei und nehmt alles mit. Einfach so. Das coole Ende eines coolen Stores.“

Es war eben 1968. Modisch lag die Zeit an der Schnittstelle zwischen dem futuristischen Sci-Fi-Stil von André Courrèges, Pierre Cardin oder Paco Rabanne und der naturseligen Strömung der Hippies. 1968 ging beides, oder vieles: noch die Barbarella-Boots und monochromen Minikleider aus PVC und schon die Hotpants und die weiten Baumwolltuniken mit Stickerei, dazwischen Babydoll-Kleider aus transparenten Stoffen, süß und mutig zugleich. 1968 war auch das Jahr, in dem Yves Saint Laurent ein Model in transparenter Bluse über den Laufsteg schickte, ohne BH darunter.

In den sechziger Jahren wurde getragene Mode zum ersten Mal wertgeschätzt, besonders die Flapper-Kleider und Louis-XIV.-Absatzschuhe aus den zwanziger Jahren. Vivienne Westwood war noch Lehrerin an einer Grundschule in Willesden, im Norden Londons, und noch nicht die Urmutter der Punkmode. Aber es gab Biba und Mary Quant, die günstigen Boutiquen an der Carnaby Street und das Versandgeschäft. Die Preise, zum Beispiel bei Biba, richteten sich nach dem Einkommen einer Londoner Sekretärin. Ein Kleid sollte ihren Wochenlohn nicht übersteigen. Mit den Spaß-Entwürfen sprachen Mary Quant und Barbara Hulanicki jungen Frauen aus der Seele. Und niemand verkörperte diese Mode besser als Twiggy.

Wer denkt dabei noch an Qualität? „Diese Stücke waren nicht gut verarbeitet“, sagt Kerry Taylor. Sollten sie ja nicht sein. Die jungen Kunden kamen trotzdem immer wieder. „Heute verdammen wir Jugendliche dafür, dass sie bei Discountern einkaufen“, sagt Eibhleann McMahon, Kreativ-Direktorin bei Rokit, einem Vintage-Unternehmen mit vier Läden in London. „Aber damals war es nicht besser. Biba war günstig, für alle zugänglich, und deshalb war die Kleidung nicht unbedingt lange haltbar.“

Entsprechend wenig von der Sixties-Mode ist im Original übrig geblieben. Am wenigsten sind es die Papierkleider, die ultimativen Wegwerfartikel, die es damals auch gab. Die hellblauen Schuhe bei Rellik sind auch eine Seltenheit, das Beatles-Kleid von 1968 bei Kerry Taylor, und die Konfektionsgrößen sind in jedem Fall absurd. Größe 40 von damals ist mit einer heutigen 36 vergleichbar. „Und versuchen Sie mal ein Shift-Kleid, Größe 36, in ausgezeichnetem Zustand zu finden“, sagt Eibhleann McMahon. „Sie werden ewig suchen.“

Das weiß auch June Victor. In den sechziger Jahren war sie eine Londoner

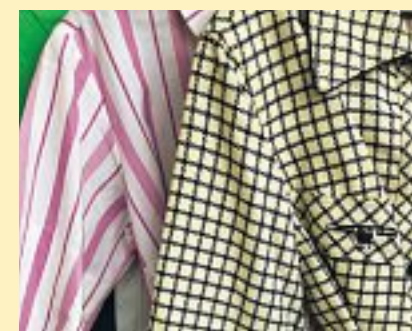
Sekretärin, „sieben Pfund die Woche“. Und damit waren junge Menschen wie sie besser gestellt als alle Generationen vor ihnen. Dazu gab es damals den Spruch: „You never had it so good“ – so gut hätten andere es früher nie gehabt. Hat auch June Victor öfter gehört. Es war die Zeit dazwischen: Die Nachkriegsjahre waren einigermaßen überstanden, die Wirtschaftskrise der Siebziger war noch kein Thema.

Junge Leute wie June Victor hatten nicht nur ein bisschen mehr Geld als vorher, sie genossen auch andere Freiheiten, unter anderem in modischer Hinsicht. Dazu gehörte nicht nur, dass sie nicht mehr mit ihren Müttern im Kaufhaus shoppen gehen mussten. Auf einmal gab es auch die Möglichkeit, Minikleider sommers wie winters zu tragen. „Plötzlich konnte man einfach so Strumpfhosen kaufen“, sagt June Victor. Das war eine große Erleichterung. „Obwohl“, sagt ihre Geschäftspartnerin Gillian Horsup, die mit June Victor nun im Auktionshaus Grays Antiques das Geschäft Vintage Modes führt, „die ersten sind mir sofort wieder heruntergerutscht.“

Anfang der Sechziger war June Victor in San Francisco und sah in Haight-Ashbury eine Spezies, die bald darauf auch Europa erobern sollte: „Die Hippies hatten lange Haare und dazwischen Flechtzöpfe“, sagt sie. „Nur Biba passte mir irgendwie nicht. Es war für Menschen mit schmaleren Schultern.“

Trotz des Magerwahns, der aus heutiger Sicht dramatischer scheint, als er war, schließlich gab es weniger Fertigerichte, weniger Fett, weniger Zucker und weniger komfortable Verkehrsmittel – die Sechziger waren gut zu den Menschen. Auch heute ist das in London noch sichtbar, schon an dem, was sich verändert hat. An Straßen wie der Carnaby Street, die nur noch ein Schatten ihrer selbst ist und aussieht wie jede andere Durchschnitts-Einkaufsstraße. Wie sollte es auch anders sein, mitten in London? Die Carnaby Street, selbst die King's Road zwischen Sloane Square und Chelsea, sind zu zentral, zu teuer, um spannend zu sein. Experimente wird man sich hier nicht leisten können.

Wer nach ihnen sucht, landet heute zum Beispiel an der Cheshire Street in East London. Bei Beyond Retro, dem Laden, in dem das Vintage der Sechziger so schön nach aktuellen Trends sortiert ist, und somit so zeitgemäß aussieht. Oder bei Search & Destroy. Rokit und Absolute Vintage sind gleich um die Ecke. „Vor 2000 gab es hier keinen einzigen Vintageladen“, sagt Eibhleann McMahon von Rokit. Heute ist es in der Stadt eine der wichtigsten Anlaufstellen für Mode der Vergangenheit – ohne wie Vergangenheit anzumuten, dazu ist der Bedarf viel zu aktuell. Sagt auch Alex Lawton, der an diesem Nachmittag auf einem Sofa im Shop Search & Destroy hinter einem Laptop sitzt. Der Laden, in dem er arbeitet, könnte eine Luxusboutique sein. Das liegt natürlich auch daran, dass sie hier



Von gestern für heute: Mode und Schmuck aus den sechziger Jahren, die heute in London bei Grays Antiques hängt, bei Search & Destroy und bei Beyond Retro.

schönere Kleiderbügel für die alten Teile haben, aus Holz, und das Ausbügeln von Falten für sehr wichtig halten. Und daran, dass die bunten Muster, das Erdbeerpink, die übergroßen Ponchos wunderbar in unser Bild von Mode passen. „Dass coole Kleider heute so bunt und gemustert sein müssen, macht es ihren Besitzern nicht so einfach“, sagt Lawton. „Wer so ein Teil beim Discounter kauft, wird damit rechnen können, dass jeder weiß, woher es ist.“ Dass auf einer Party noch zwei, drei andere den gleichen Rock von Zara, Topshop oder H&M tragen. „Man sieht es sofort.“ Aber teurer geht eben oft nicht, schon gar nicht in London, wo das Leben so viel kostet. Vintage aus den Sechzigern passt auch deshalb oft. „Es war die Zeit, als Polyester wichtig wurde, die künstlichen Materialien. Sie ließen sich einfacher bedrucken.“ Und billiger. Auch in Bunt.

Wer daraufhin die Stadt abermals durchquert und am nächsten Morgen auf dem Portobello Market steht, wird den modischen Geist der Sechziger auch hier finden. „Wollen Sie einen Ingwer-Keks?“, fragt Mark Cornwell,

der über den Mantel um seinen Körper noch eine Decke geschlungen hat. Es ist Winter, aber Flohmarkt muss immer sein, hier in der Gegend von Ladbrooke Grove an der Portobello Road. Freitagmorgen ist die beste Zeit für Mode, also für die extrem schmalen Rippstrick-Pullover, die Mark Cornwell jetzt herausholt. Typisch Sechziger, natürlich auch, weil sie so schmal sind, selbst wenn sie aus dem Jahr 1973 stammen. Dafür legte Ritva Ross, Gründerin der gleichnamigen Marke, schon im Jahr 1966 los. Aus Häkelstücken wurden Kleider, maßgeschneidert auf die Körper der Kunden. Lee Radziwill, die jüngere Schwester von Jacqueline Kennedy, kam, dann David Hockney, dann Paul McCartney. „Solche Pullover sind mir noch nie zuvor untergekommen“, sagt Mark Cornwell. Auch deshalb bleiben die Schätze hinter Schutzfolie.

Mary Quant hat sich ebenfalls an schmalen Rippstrick-Pullovern versucht. Hier, am Portobello Market, liegen auf einem Tisch ein Paar ihrer Schuhe aus Wildleder und ein Kleid. Es gibt nicht mehr viele von diesen ersten Auflagen der Mode als populä-

res Phänomen. Wer eines der guten Stücke besitzt, sieht zu, dass er es im Fundus behält.

Natürlich sehen wir heute anders aus. Aber so richtig verändert haben wir uns offenbar nicht. Die Mode ist heute so schnell wie in den Sechzigern, sie kann so günstig sein, und die Entwürfe passen in die Zeit. Alles ist heute Vintage. Auch auf den Laufstegen, wo die Designer beherzt zurückspulen, mal in den Neunzigern halten, mal in den Siebzigern.

„Es gibt keinen Look mehr“, sagt Kerry Taylor, die Vintage-Expertin mit eigenem Auktionshaus. „Die Sechziger hatten ihren Look. Die Siebziger ihren mit Flower Power und dann mit Punk. Die Achtziger mit ihren körperbetonten Kleidern, den schlimmen Farbkombinationen und den breiten Schultern, aber immerhin wusste man stets, wo man zeitlich ist. Die Neunziger hatten ihren Look mit den noch knapperen Rücken, den bauchfreien Tops. Dann kamen wir in die Zweitausender – und ich bin verloren.“

Die nuller und die zehner Jahre stehen für das Comeback der Mode des 20. Jahrhunderts. Unser Look von heute ist geprägt von damals. Kerry Taylor versucht es mit Ärmeln. „Wir haben jetzt immerhin sehr viele verschiedene Arten von Ärmeln, Trompetenärmel, Ballonärmel.“ Oder die geschlechtslosen Teile unter Federführung des Vetements- und Balenciaga-Designers Demna Gvasalia. Im Vergleich zu den echten Veränderungen in den Sechzigern, Siebzigern, Achtzigern, Neunzigern wirken veränderte Ärmel oder rotzig aussehende Hosentücher wie ein Witz. Neu sind nur die Stoffe, die leichter sind und raffinierter.

Aber Mode entsteht nicht allein durch Technik. Auch die Industrialisierung im 19. Jahrhundert brachte fortschrittliche Materialien hervor. Aber kaum Ideen, die bis heute Bestand haben. Also heißt es, die Einfälle des 20. Jahrhunderts zu recyceln, re-recyceln, re-re-recyceln. „Dass ich noch mal Pantoletten mit Marabufedern sehen würde, hätte ich auch nicht erwartet“, sagt Claire Stansfield von Rellik über den Schutrend des vergangenen Sommers – ebenfalls eine Idee der sechziger Jahre, die aus der Boudoir-Ecke kommt.

Hat bei all den Comebacks womöglich auch der Minirock noch einmal eine echte Chance? Kerry Taylor ist sich sicher. „Es ist nur eine Frage der Zeit. Dass er zurückkommt, ist klar. Ich weiß nur nicht, wann das sein soll.“

Gerade spricht nicht allzu viel dafür. Weder die Rocklänge, die sich seit einigen Jahren hartnäckig ungefähr auf Mitte der Wade hält (wie in den Siebzigern), noch das Frauenbild. Ist man heute im Minirock nicht schon auf Donald Trumps Seite? „Vielleicht muss sich das politische Klima erst mal ändern für ein Comeback des Mini-rocks“, sagt Kerry Taylor. „Vielleicht müssen sich die Menschen wieder freier fühlen können.“



*Carmel McCreagh, Sie sind Irin, aber haben in den sechziger Jahren an der Londoner Carnaby Street in einer Boutique gearbeitet. Wie sind Sie da hingekommen?*

Ich bin schon mit zehn Jahren nach England gezogen, direkt nach London. Das war 1958. Mein Vater hat damals dort gearbeitet, deshalb sind wir nachgezogen. Mit 16 Jahren habe ich dann eine Ausbildung bei John Cavanagh gemacht, einem der großen britischen Designer der Zeit. Er hat auch für die Königin entworfen. Ich hatte damals vor, selbst einmal Modemacherin zu werden, und lernte, was ein richtiger Schnitt war. Von da aus bin ich an die Carnaby Street gekommen, zu John Stephen. Die Straße war damals so aufregend, da wollte ich dabei sein.

*John Stephens zweiter Name war „König der Carnaby Street“. Er stand für die neue Mode, die nicht so teuer war und die man sich daher umso öfter leisten konnte. An der Straße gibt es seit 2005 eine Gedenktafel, die an ihn erinnert.*

Er war der Erste an der Carnaby Street. Vermutlich war ich ganz interessant für ihn, denn ich kannte mich mit Proportionen, Größen und Farben aus. Ich habe damals dort einfach vorbeigeschaut, hatte ein Vorstellungsgespräch, das war's.

*Was haben Sie dort gemacht?*

Ich habe verkauft und mehrere Läden an der Carnaby Street verantwortet.

*Wie war die Stimmung?*

Es war immer viel los, wir waren sehr auf unsere Arbeit konzentriert. Wir sagen bis heute: Die Swinging Sixties waren nur swinging für jene, die nicht da waren. Es war ein ernsthaftes Geschäft, und John Stephen war ein ernsthafter Mann. Wir verkauften auf Provision, und man brauchte viel Provision, um gut zu leben.

*Wie viel haben Sie verdient?*

Ach, irgendwas zwischen sieben und zehn Pfund die Woche.

*Stimmt es, dass die Kleidungsstücke, die es da gab, nicht gut verarbeitet waren?*

Es gab bessere und schlechtere. In den frühen Jahren war die Qualität besser, denn in den Hinterzimmern arbeiteten noch Schneider. Wer an der Straße in einem Laden etwas anprobte, sich das Teil aber in einer anderen Farbe, einer anderen Länge oder mit anderen Taschen wünschte, musste nicht wieder gehen. Wir sagten dann: „Keine Sorge, kommen Sie in zwei Stunden wieder, dann haben die Schneider das Stück neu genäht.“

*John Stephen kam 1957 an die Carnaby Street. Wann haben Sie dort gearbeitet?*

1966 bis 1968, damals fuhren dort noch Autos. Sie wurde erst Anfang der Siebziger zur Fußgängerzone. Als ich dort gearbeitet habe, eröffneten viele ihre Boutiquen dort, also standen immer Lastwagen herum. Es war ein verrückter Ort, stressig, stressig, stressig. Der Shop musste pünktlich auf die Minute öffnen, nicht um 10 Uhr oder 10.30 Uhr, sondern um neun. Dann musste man bereit sein, viel zu verkaufen.

*War das ein Problem?*

Wir hatten viele Kunden, viele Amerikaner, wie Sie sich sicher vorstellen können. Für sie war die Carnaby Street ja der Ort. Wir hingen unsere Maßbänder damals über die Krawattenhalter, und eines Tages kamen ein paar junge Amerikaner, nahmen die Maßbänder und sagten, „Oh wow, oh my

# „Die Sixties waren nur swinging für alle, die nicht da waren“

Carmel McCreagh, ehemaliges Shop-Girl von der Carnaby Street, über die Hosenanprobe der Bee Gees, ihre Schwangerschaft im Minikleid und das Zentrum des Zeitalters

god, is this a tie?“ Und ich sagte, naja, das Stück hängt ja über dem Krawattenhalter. Sie hängten es sich um den Hals, und ich riet ihnen, auch noch einen Knoten zu binden. Dann kauften sie die Maßbänder. Die Menschen wollen Dinge glauben.

*Es zeigt auch, wie offen die Menschen für Neues waren.*

Man darf nicht vergessen, dass die grauen Jahre gerade vorüber waren. In den Fünfzigern kamen die Teddy Boys, die Mods, aber das waren männliche Modephänomene. Endlich konnten nun auch die Frauen ihre engen Kleider ablegen und ihre spitzen BHs.

*Haben Sie dort Prominente gesehen?*

Alle! Wir leben ja in einer Zeit, in der alle permanent Selfies machen, jeder will berühmt sein, roter Teppich, der ganze Nonsense. Damals haben wir diese Menschen nicht besonders beachtet. Sie waren immer da. Twiggy auch, obwohl ich mich nicht daran erinnern kann, dass sie an der Carnaby Street mal etwas gekauft hat. Aber ich erinnere mich an die Kinks, die Pretty Things, die Rolling Stones, die Bee Gees. Eines Tages schaute ich auf, und da standen die Bee Gees, denen Anzüge angepasst wurden. Ein Bein war schon mit Nadeln zurückgesteckt, und ich dachte nur: Gott, sind die dünn. Aber ich dachte nicht: Oh Gott,

da sind die Bee Gees. Wir fühlten uns gleichwertig, nicht anders.

*Warum war das so?*

Ich glaube, wir dachten es wirklich. Niemand wäre jemals auf die Idee gekommen, diese Berühmtheiten um ein Autogramm zu bitten. Vielleicht war das woanders so, aber wir nahmen es einfach hin, dass diese Leute an unserer Straße einkaufen waren. Gut, als Brigitte Bardot einmal da war, gefolgt von Kameras, war das ein bisschen anders. Sie war so schön und geradeheraus. Und David Niven! Als er dort einen Film drehte, trafen wir uns mal auf eine Tasse Tee. Ein netter Mann.

*Also wussten Sie schon um die Bedeutung der Straße, an der Sie arbeiteten?*

Wir wussten, dass es das Zentrum des Geschehens war, dass junge Menschen aus der ganzen Welt anreisen, um bei uns shoppen zu gehen. Aus dieser Perspektive sahen wir, wie es brodelte. Aber es war nie ein Ort für Stars.

*Warum haben Sie die Zeit eigentlich nie selbst Swinging Sixties genannt?*

Wir waren ja nicht auf diesen Begriff gekommen, das war das „Time“-Magazin.

*„The Swinging City“, April 1966.*

Wir nannten es einfach „The place to be“, großartig, neu, dort gab es Farbkombinati-

onen, die ich zuvor noch nie gesehen hatte, total psychedelisch: pink, blau, tiefe Farben, umwerfend. Man fühlte sich als Teil von etwas Aufregendem, ohne abends ins Bett zu gehen und zu denken: Oh, wie aufregend. Ich war damals schwanger.

*Tatsächlich?*

Ich habe meine ganze Schwangerschaft über dort gearbeitet, mit meinem dicken Bauch und meinen kurzen Kleidern. Niemand hat mit der Wimper gezuckt. Dann bekam ich mein Baby, und zwei Monate später war ich wieder bei der Arbeit.

*War es komisch, als Mutter an so einem jugendlichen Ort zu arbeiten?*

Ich war ja selbst jugendlich. Ich war 19.

*Verheiratet?*

Nein. Viele junge Frauen mussten ihre Babys in so einer Situation abgeben. Ich hatte zum Glück eine nettere Familie. In der Zeit hat sich auch in meinem Umfeld sehr viel verändert. 1960 hatte gerade eine neu erschienene unzensurierte Fassung von „Lady Chatterleys Liebhaber“ in Großbritannien für Aufsehen gesorgt. Grenzen wurden überschritten, und Carnaby Street war der Ort, an dem Wände eingerissen wurden – mit schneller Mode und mit Mode, die Menschen sich leisten konnten. Einer meiner Kollegen war in seinen Vierzigern und schwul. Das hat mir die Augen geöffnet. Ich hatte Freunde mit allen möglichen Lebensgeschichten. Die zwei Jahre haben mir gezeigt, was Vielfalt bedeutet. Eines Tages kam eine neue Kollegin, eine junge Frau aus Südafrika. Am Freitagabend waren wir zusammen im Pub, und sie machte in Bezug auf Südafrika eine Bemerkung über Affen auf Bäumen. Da war plötzlich Stille. Niemand redete mehr. Und einer sagte zu ihr: So was ist hier nicht in Ordnung.

*Wie sah Ihr Leben sonst so aus?*

Ich fand Diskos toll und Gigs, keine großen Sachen. Eric Clapton zum Beispiel war damals ein kleiner Gig, Cream spielte an einem winzigen Ort in Nord-London. Ich war dabei, als die Stones ihre ersten Auftritte hatten. Das war mein Leben, bis mein Baby kam. Musik spielt für mich immer noch eine große Rolle. Ich bin heute Jazz-Sängerin in Irland. Ich habe dann auch einen Musiker geheiratet.

*Warum haben Sie nach zwei Jahren bei John Stephen aufgehört?*

Ich fand einen Job, der mir besser gefiel. Die Menschen haben damals ständig Jobs gewechselt. Wer an der Carnaby Street gearbeitet hat und fand, King's Road klinge besser, konnte sofort dort anfangen.

*Gab es zwischen King's Road und Carnaby Street eigentlich Konkurrenz?*

Wenn, dann habe ich es nicht bemerkt. Vielleicht ergab sich das später, als die Carnaby Street an Momentum verlor und zur Touristenfalle wurde, in den Siebzigern. Aus der King's Road wurde dann ein Ort für Londoner. Aber bis heute ist einer meiner Lieblingsorte Liberty.

*Das Kaufhaus an der Carnaby Street.*

In meiner Mittagspause bin ich damals immer zu Liberty gegangen und habe die Seidenstoffe angefasst. Vor einem Jahr war ich mal wieder da, mit meiner Tochter. Aber ich habe keine Sekunde darüber nachgedacht, auch noch über die Carnaby Street zu laufen.

*Die Fragen stellte Jennifer Wiebking.*



Carmel McCreagh im Juli 1967 mit ihrer neugeborenen Tochter.



CAMEL  
ACTIVE





# Du JOINT

Diese Erhebung ist der Aufstand der Adoleszenten gegen die Alten, gegen Altbackenes von anno dazumal. Aus jungen Anzugträgern werden selbstbestimmte Hippies, die sich gegen den Normcore der Spießherren stellen. Bevor die Studenten die Universitäten stürmen, bauen sie kommunikative Hürden ab: Die repressive Anrede „Sie“ wird an die Wand gestellt, das genossenschaftliche „Du“ zur alleingültigen Umgangsform. Sie findet ihre Erfüllung im Betroffenheitsjargon der Siebziger: „Du, ich find, dass du mich unheimlich verletzt hast, als du gesagt hast: Du Düffeldoffel, du!“ Die wahre Form bewahrt bis zuletzt nur mal wieder der alte Herbert Wehner, der im Bundestag zu Helmut Kohl sagt: „Lassen Sie mich doch ausreden, Sie Düffeldoffel da!“

Dass auf deutschem Boden nie wieder ein Joint ausgehen dürfe, ist die wichtigste Forderung der Jugend. Jeder will plötzlich ein Bewusstsein haben, um es mit Marihuana erweitern zu können. Feuer, Pfeife, Stanwell haben ausgedient, jetzt kommen Hippies, Hasch und Flower-Power. Bommi Baumann schließt sich dem „Zentralrat der umherschweifenden Haschrebellen“ an und verkündet: „Morjens ein Joint und mittags ein Joint und abends ein Joint und... äh... wat wolltck ebend nochma sahren?“ Gras ist das Superfood fürs Brain, eine Art Quinoa zum Rauchen. Doch Hasch allein ist keine Lösung – zusätzlich LSD ist nötig, um die Musik von Can zu hören und die Filme von Ingmar Bergman überstehen zu können.

# PROTEST SONG

Einmal im Jahr trifft sich die deutsche Beat Generation auf Burg Waldeck im Hunsrück zum Grand Prix de la Chanson de Protestation: Ob sie rote, gelbe Kragen, Hüte tragen oder Schuh, ob sie mit den Schmuddelkindern spielen, weil es keine Maikäfer mehr gibt, oder ob sie kaputt machen, was sie kaputt macht – die Songs von Heino, Freddy Quinn und Wencke Myhre sind der Sound zum Aufbruch. Ohne sie kein Street Fighting Man, keine Revolution Nr. 9 auf Ku'damm und am Main. So kaputt sind die Single-Charts nie wieder: Der deutschsprachige Tophit 1968 stammt von Heintje und heißt „Heidschi Bumbeidschi bum bum“. Die schönsten Protestsongs aber bleiben für immer „Protestersday“ von den Beatles und „Oops! I protested again!“ von Wolf „Britney“ Biermann.

# WIDER WORTE

Vor fünfzig Jahren warfen die Revoluzzer alles über den Haufen und auch noch durcheinander: Politik, Mode, Lifestyle, Sprache.

Von Oliver Maria Schmitt

Progressive Jungeltern erziehen ihren Nachwuchs nicht mehr mit Teppichklopfer und Maulschelle, sie geben ihn frei von Gott und Dünkel in einen der vielen Blumenkinderläden, die als Pop-up-Stores an jeder Straßenecke entstehen. Dort erklären ihnen geneigte Fachleute, wie man Liebe macht, nicht Krieg. In der neuen Pädagogik der angesagten Odenwaldschule steht der junge männliche Mensch sogar ganz im Mittelpunkt. Danach können die Kleinen es durch Weiterbildung bis zum Stadtdianer bringen, um von Onkel Dany bestätigt zu bekommen: „Die Sexualität eines Kindes ist etwas Phantastisches.“ Erst Logische Blöcke und Mengenlehre bringen wieder Ruhe in die Schulklassen.

# SEX

In der lustfeindlichen Adenauerzeit war Sexualität tagsüber verboten und durfte nach Einbruch der Dunkelheit nur im Beisein eines Notars, eines Priesters und eines Anstandswauwau ausgeübt werden. Bis Oswald Kolle, der Aufklärungsfilm der Nation, die sexuelle Revolution ausruft und die Deutschen zur pausenlosen Verwendung ihrer Geschlechtsorgane zwingt. Der Zeugungsakt wird politisch, Männer kämpfen für die sexuelle Befreiung der Frau von ihrer Kleidung, im Fernsehen läuft „Aktzeichen XY“, und wer beim obligatorischen Gruppensex zweimal mit derselben pennt, wird der WG verwiesen und muss wieder bei den Eltern einziehen.

# ANTI AUTORITÄRE ERZIEHUNG

# HAARE

Die Achtundsechziger haben klare Ziele und Forderungen: lange Haare für alle und kurze Röcke für die Girls! Hippies und Homies kämpfen Hand in Hand für den modischen Fortschritt: Zur apart ungestutzten Arschmatte kommen fluffige Vollbärte mit applizierten Speiseresten oder ein beidseitig überhängender Pornobalken. Dazu Jeans im angesagten *used look* und sexy Bundeswehrparkas ohne verspielte Applikationen. Herren und Damen kleiden sich immer ähnlicher, Hauptsache unelegant. *Must-haves* sind selbstgebatikte Unterwäsche in krasser Feinrippoptik, Pali-Tücher vom Flohmarkt und unterm Arm ein dicker Packen der neuesten Notstandsgesetze.

# MAO BIBEL

Ein Büchlein mit rotem Kunststoffumschlag ist das coolste *fashion item* der Protestsaison. Maoisten wie Winfried Kretschmann, Paul Breitner und Jürgen Trittin blättern begeistert in den „Worten des Vorsitzenden Mao Tse-Tung“, der in dem Weltbestseller die Anleitung zum „langen Marsch“ durch die Institutionen gibt. „Die politische Macht kommt aus den Gewehrläufen“ und andere krasse Statements des dauerlächelnden China-Popstars liest man sich in Mao-Bibelstunden vor. Dann spaltet man sich mangels Waffen gewaltfrei in einzelne K-Gruppen auf. Und die Widersprüche zwischen Arbeitern und Bauern bleiben wieder unaufgelöst.

# TALAR

Große Aufregung, als Professoren im Hamburger Audimax ihre Frühjahrskollektion präsentieren: Die Talare trägt man in ewiggestrigen Farben, luftig leicht geschnitten. Da entrollen SDS-Leute ein Demo-Transparent: „Unter den Altaren der Muff von tausend Haaren!“ Große Empörung – was soll das denn jetzt, das gibt doch keinen Sinn! Nicht viel besser die überarbeitete Neuversion: „Unter den Tartaren der Suff von tausend Jahren.“ Ist ja noch schwachsinniger! Lieber was gegen die Altnazis, die immer die Uni regierten. So entsteht schließlich der Siegerzweizeiler: „Unter den Talaren picheln Profs 'nen Klaren.“

# APPO

Der Startschuss für die Proteste von 1968 wird schon 1967 abgegeben, und zwar auf Benno Ohnesorg. Wutbürger gehen auf die Straße, um gegen Kiesingers Notstandsgesetze, das Schweinesystem und Springers Lügenpresse zu protestieren. Weil der Bundestag schon vorher Nazis und vaterlandsloser Gesellen ist, gründet sich eine Außerparlamentarische Opposition (Apo, in Österreich Apö) als Sammelbecken der linken Pegida. Man trifft sich zu Demos und Straßenschlachten, Rudi Dutschke ist Jesus und Mao Gott. Danach nicht gleich Politiker wird, versucht sich als Lehrer mit Berufsverbot, das Nähere regelt ein Radikalenerlass.

# VIETNAM

Der schlangenförmige Küstenstaat in Indochina ist Sehnsuchtsort aller Revolutionäre. Dort kämpfen Gut gegen Böse, Ho-Ho-Ho Chi Minh gegen Ri-Ri-Richard Nixon, gegen Imperia-, Kapita-, Kolonialismus. Aus Kostengründen wird der deutsche Vietnamkrieg im Dschungel von Berlin ausgetragen, der Überlebenskampf des Studenten-Vietcong richtet sich gegen U-Bahn-Preise und menschenrechtswidrige Mensaspise. Für viele ist das Essen in der TU-Mensa die härteste aller Dschungelprüfungen. Mit dem Löffel führt man Krieg gegen Grützwurst und Kraut und träumt von der Ferne. Vietnam ist das gelobte Land – im Gegensatz zu Israel, das man verachtet und verfritztuefelt.

Ganz Deutschland verfolgt gebannt die Reality-Soap rund um die sympathischen Spinner Erwin Teufel, Rainer Kunzelmann und Dieter „Longjohn“ Langhans. In ihrer legendären Berliner „K 1“ leben sie das Gegenmodell zur bürgerlichen Kleinfamilie, die als „Zelle des Faschismus“ ausgedient hat: Die Türen werden ausgehängt, abgespült wird allenfalls vor dem Essen, und das Klo macht Rainers Harem sauber. Offizielle Maskottchen der Kult-WG sind die Brüste von Uschi Obermaier. So wird die Wohngemeinschaft als trendiger Homestyle etabliert: Regale aus Vintage-Weinkisten, Tische in gemütlicher Shabby-Chic-Optik, und die Drehtabakkrümel im Flokatiteppich machen alles so richtig schnafte hyggelig.

# SIT-IN

Voll dagegen, aber immer schön friedlich: Erstmals protestieren 1960 Schwarze in den Vereinigten Staaten gewaltfrei gegen Rassendiskriminierung. Nach dem Sit-in kam das Go-in, schließlich das Teach-in und das Happen-in. Der erste Sitzstreik Deutschlands findet 1966 an der FU Berlin statt, von dort nimmt er seinen Siegeszug durch die Rathäuser und Verwaltungszentren, wo er zum Teil bis heute erbittert fortgeführt wird. Nach Ansicht moderner Gesundheitsbetreiber ist das neue Rauchen: Wer sitzt, sündigt – nur wer liegt, der siegt.

# KOMMUNE 1

# BUSEN ATTENTAT

„Es gibt kein richtiges Lehren im Falschen“, sagt sich Kult-Professor Theodor W. Adorno und stürmt fast splinternackt, nur mit minimaler Moral und einem winzigen Verblendungszusammenhang bewehrt, den Hörsaal IV der Frankfurter Schule, um seine Student\*innen mit etwas zu verblüffen, das später als sog. „Busenattentat“ in die Geschichte eingehen wird. Danach ist kein Halten mehr, die Proteste werden immer origineller, es folgen Torten- und Puddingattentate, dann Sexbomben der Terroristen, schließlich die Flitzer, Femen, Peta und Pussy Riot. Was bleibt, ist die kritische Theorie, dass diese kleine Anekdote möglicherweise ganz unwahr ist.





Mit Franz Josef Strauß: Peter Gauweiler im Jahr 1977

Herr Gauweiler, 1968, im Jahr der linken Revolte, sind Sie in die CSU eingetreten. Ich hätte es gern früher gemacht. Aber das verbot mir mein Vater. Er sagte, ich solle aufhören mit dem politischen Schmarn.

Warum?

Er stand unter dem Trauma zweier Kriege und zweier Niederlagen und dachte: Diese Scheiß-Politik, die bringt uns alle um. Das war nicht böse gemeint, im Gegenteil.

Sie gelten als aufässig. Wären Sie nicht ein prädestinierter Achtundsechziger gewesen? Eher nicht. Die Aufässigkeit der Achtundsechziger war zu mainstreamhaft. Dazu die vielen Widersprüche, das ewige Vermischen von Ethik und Heuchelei.

Können Sie Beispiele nennen?

Sie haben für die Befreiung der Menschheit gesungen und sind gleichzeitig unter den Bildern von Massenmördern durch die Straßen gezogen. Ich erinnere mich noch, wie wir 1968 eine große Demonstration gegen die Intervention der Russen in Prag gemacht haben. Meiner Apo war das hochsuspekt, denn die Prager waren ja proamerikanisch.

Wer waren „wir“?

Der Ring Christlich-Demokratischer Studenten, für den ich im Konvent der Ludwigs-Maximilians-Universität saß. Der RCDS war für die Apo das Allerletzte, und ich war in München sein Vorsitzender. Eine meiner ersten Veranstaltungen überhaupt war 1968 ein Teach-in mit Asher Ben-Natan, dem ersten israelischen Botschafter in der Bundesrepublik.

Sie als Reaktionär haben Teach-ins veranstaltet?

Ständig. Das hatte großen Reiz und färbte bei allem Widerspruch ab: die Sprache und Kleidung, das unbefangene und manchmal auch unverschämte Auftreten. Die besten Waffen durfte man doch nicht dem Teufel überlassen.

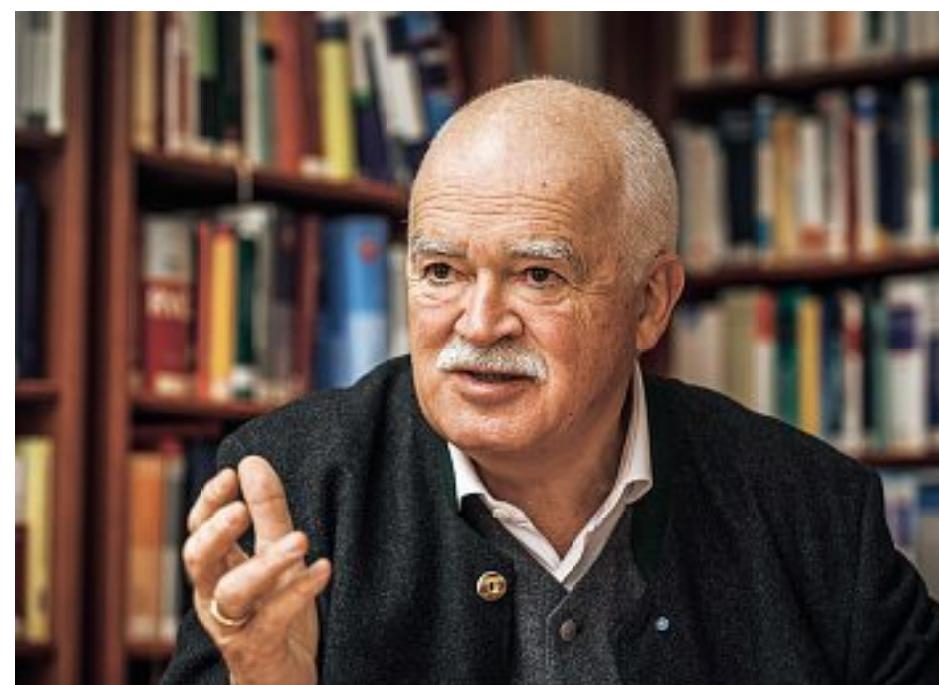
Also Teach-in mit Asher Ben-Natan.

Das war die heißeste mögliche Provokation für die Sympathisanten der Palästina-Befreiungsorganisation. Der mutige Diplomat stand im Auditorium Maximum vor einer Phalanx aus Palästina-enttäuschten. Manfred Schreiber, damals Polizeipräsident, herrschte mich am

Vortrag an: ‚Sagen Sie diese Veranstaltung sofort ab! Die Sicherheit kann nicht gewährleistet werden.‘ Dagegen warf ich auf: ‚Das ist doch Ihre Aufgabe! Jeden Apo-Aktivist lassen Sie auf dem Campus alles machen, und uns RCDSlern, einer winzigen Minderheit, wollen Sie jetzt auch noch das Versammlungsrecht nehmen?‘ Am Tag der Veranstaltung kochte der Audimax. Alle Mikrofonkabel waren durchgeschnitten, das gehörte zu den üblichen Kampfmethoden. Wir haben über mein Hand-Megaphon gesprochen, das ich immer dabei hatte. Ben-Natan sagte: ‚In diesem Saal sind viele Flugblätter gegen mich verteilt worden.‘ Antwort Audimax: ‚Al Fatah! Al Fatah!‘ Dann kramte Ben-Natan ein Papier aus der Tasche und sagte: ‚Ich habe hier auch ein Flugblatt. Es wurde nicht heute verteilt, aber an dieser Universität. Vor 25 Jahren. Die Verfasser sind darauf nicht zu lesen. Aber wir kennen ihre Namen: Alexander Schmorell, Kurt Huber, Sophie Scholl. Und heute, gerade einmal 25 Jahre später, kommt erstmals ein Botschafter von Israel in diesen Hörsaal und wird so behandelt.‘

Wie war die Reaktion?

Die Apo-Leute waren ja vom Ansatz nicht böse. Es gab ein paar daueraufgeregte Psychotiker, aber in der Breite waren sie zwar gefühlsstark, aber doch politisch und historisch gebildet. Ich habe selten erlebt,



In seiner Münchner Kanzlei: Peter Gauweiler heute

Foto Dominik Gierke

# „Wir waren für die das Allerletzte“

Peter Gauweiler über NSDAP, RCDS, CSU, Apo, SDS, KBW, KPDAO, u.s.w.

Interview Timo Fräsch

wie die Stimmung in einem Saal sich um 180 Grad dreht. Nach diesen Worten ist es passiert. Eine fürchterliche Betroffenheit kam auf. Die Leute haben geschluckt und sich gefragt: ‚Was haben wir da nur gemacht? Und dann wurde daraus eine wunderbare Pro- und Contra-Veranstaltung ohne jede weitere Störung.‘

Ihr Vater war früh in der NSDAP.

Und er war in der Wehrmacht. Im Krieg hat er seinen rechten Arm verloren. Später hatte er einen Schlaganfall, so dass der verbliebene linke Arm gelähmt war. Er hatte durch den Krieg alle seine Geschwister verloren. Auch die junge Generation des ‚Dritten Reichs‘ hat einen hohen Preis bezahlt und dann trotzdem an der Auferstehung aus Ruinen gearbeitet. Vielleicht hat man sich den Verwerfungen manchmal mit Schweigen zu entziehen versucht. Es ist schlimm, einen Krieg zu verlieren. Noch schlimmer ist es, wenn ihn die anderen zu Recht gewinnen. Das konnte man nur in einer Schicksalsgemeinschaft aushalten. Bei Nietzsche gibt es die schöne Sentenz: ‚Das habe ich getan, sagt mein Gedächtnis. Das kann ich nicht getan haben, sagt mein Stolz. Endlich – gibt mein Gedächtnis nach.‘

Haben Sie in der Elterngeneration auch die Täter gesehen?

Ich sehe das so: Sie haben uns – in meinem

Fall meine Schwestern und mich – aus den Trümmern herausgetragen. Wir verdanken dieser Generation, die zum Teil zwei Kriege durchgestanden hatte, eigentlich alles. Hinzu kommt etwas, worauf sich eine Generation später viele auch von ganz links berufen durften: Jeder Mensch hat das Recht auf eine zweite Chance. Unsere Elterngeneration hat diese zweite Chance unter großen Entbehrungen und mit großem Fleiß genutzt. Vor 2000 Jahren sagte ein Mann aus Nazareth: ‚Richtet nicht, damit ihr nicht gerichtet werdet.‘ Das war einer der Streitpunkte mit den Achtundsechzigern: Die fühlten sich als neues Volksgericht.

Wie sollte man mit der historischen Last umgehen?

Es ist ein Zeichen höchster Treue zum eigenen Land, sich von solchen Lasten betroffen zu fühlen. Aber nochmal: Es geht um Ethik, nicht um Heuchelei. Man darf nicht ‚wir‘ sagen und anderen an die Brust schlagen.

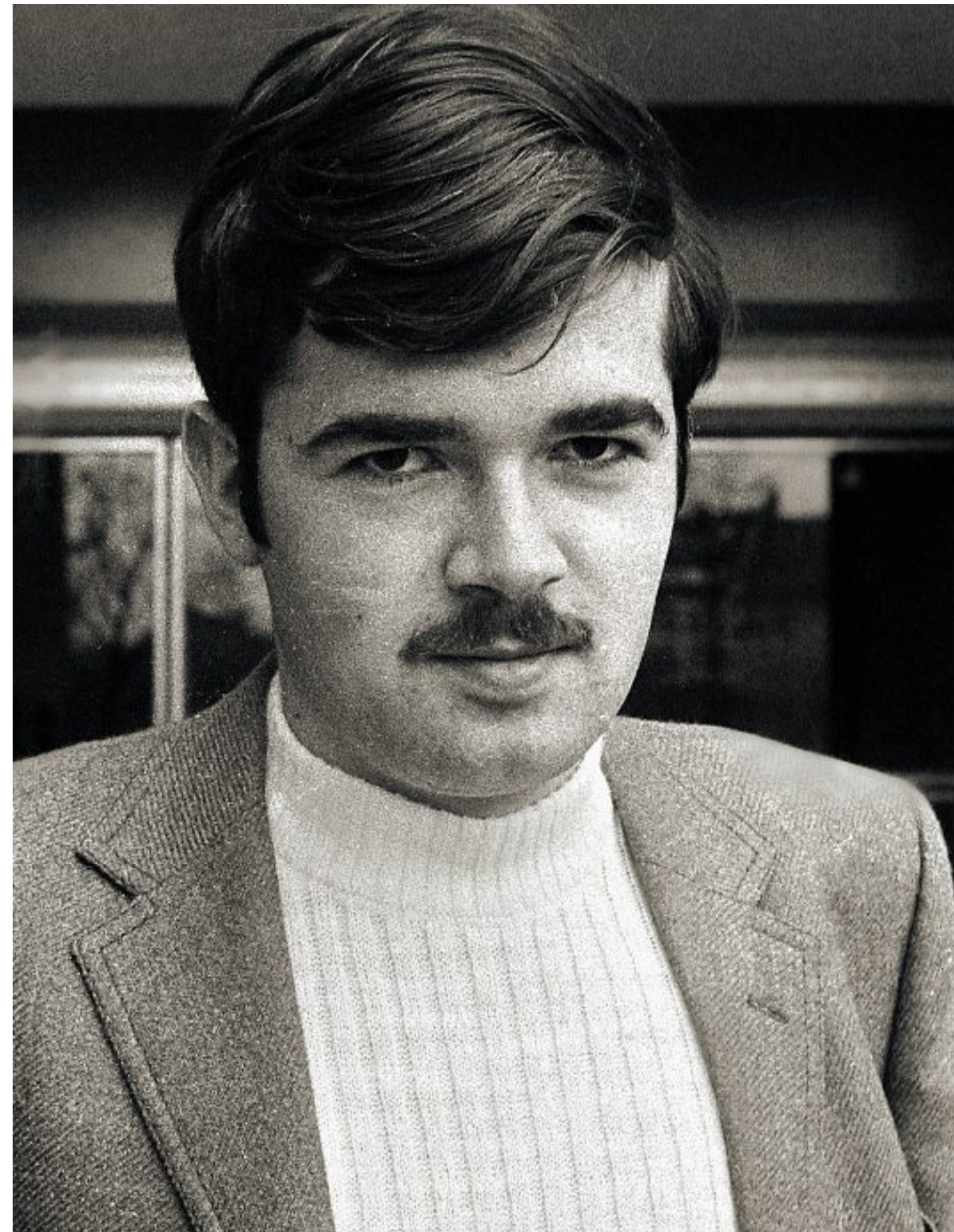
Hat sich Ihr Vater durch die Achtundsechziger ungerecht behandelt gefühlt?

Nein. Er ist schon 1969 gestorben. Seine Freunde und er verstanden sich ja auch als Angehörige einer Rebellenjugend, und er war sich des Fiebers bewusst, das in den zwanziger Jahren über einen großen Teil der deutschen Jugend gekommen war. Ich erinnere mich an den Sechstagekrieg, 1967, eine militärische Meisterleistung der Israelis. Mein Vater fragte mich: ‚Hast du das gesehen im Fernsehen?‘ Sage ich: ‚Ja, ist doch toll, ist super.‘ Er: ‚Großartig, natürlich! Wenn sie zwei Sachen nicht können, haben wir über die Juden einst gesagt, dann Bauer zu sein und Soldat. Und heute machen sie aus der Wüste einen Orangengarten und sind die besten Soldaten der Welt. Da siehst du mal den Irrsinn, den wir geglaubt haben.‘

Der Historiker Götz Aly sieht Parallelen zwischen 1933 und 1968.

Die gibt es. Nicht umsonst hat selbst Habermas mal die These von 68 als linkem Faschismus in den Raum gestellt.

Laut dem Philosophen Hermann Lübbe verhielten sich viele Achtundsechziger so aggressiv wie die Angehörigen des Nationalsozialistischen Deutschen Studentenbundes vor der Machtgreifung.



Peter Gauweiler, hier im Jahr 1969 als Jura-Student in München, ist einer der wenigen charismatischen CSU-Politiker. Er war Staatssekretär im Bayerischen Staatsministerium des Innern (1986 bis 1990), Bayerischer Staatsminister für Landesentwicklung und Umweltfragen (1990 bis 1994), von 1990 bis 2002 Abgeordneter im Bayerischen Landtag und seit 2002 Bundestagsabgeordneter; im März 2015 verzichtete er wegen innerparteilicher Differenzen in der Euro-Rettung auf sein Mandat. Heute arbeitet Gauweiler, der am 22. Juni 1949 in München geboren wurde, als Rechtsanwalt.

hatte er zu reden angefangen, haben sie ihm ein Ei an den Kopf geworfen, voll auf die Stirn. Das muss ziemlich weh getan haben. Obwohl er blutete, redete er einfach weiter und gewann so den Saal. Die Apo hat ihm Beifall geklatscht. Es war damals also nicht immer nur Sportpalast angesagt. Wir waren aus ihrer Sicht zwar oft das Allerletzte, aber wir hatten immer wieder auch Spaß miteinander.

Wenn Sie das mit einem Treffen der Jungen Union von heute vergleichen ...

... kommt mir manchmal die Hausschuh-Marke Romika in den Sinn. Aber andererseits soll es auch nicht heißen: Jetzt kommt der Alte und erzählt vom Krieg. Ich bin doch noch so jung.

Gab es eine bayerische Färbung der Revolte?

Ich hatte das Gefühl, dass es in München nicht so böse war wie in West-Berlin. Vielleicht lag das am südlichen Flair und am Föhn. Außerdem hatte München seine wilden Jugendproteste schon sechs Jahre vorher gehabt, bei den Schwabinger Krawallen. Der junge Oberbürgermeister Hans-Jochen Vogel hatte damals noch berittene Einsätze der Stadtpolizei in der Leopoldstraße kommandiert. Danach begann die Karriere von Manfred Schreiber, und zwar mit der Münchner Linie. Das war mehr so die lässige Nummer. Der Polizist hakte sich bei den Demonstrationen unter, und die Uschi Obermaier steckte ihm eine Blume ins Knopfloch.

Wie stand die CSU zu den Protesten?

Wie immer: im weiß-blauen Paradox. Die CSU sah sich auch damals als Rechts-Links-Mischung. Es gab natürlich Strauß. Aber die Partei entdeckte Ende der sechziger Jahre auch als erste die Umweltpolitik, gründete in München das erste Umweltministerium der Welt und tolle Universitäten an vielen Orten noch dazu. Ich saß ein Jahr im Uni-Konvent, da hat mich Strauß zum Jugendreferenten der CSU ernannt. Jetzt haben Sie dich endgültig eingekauft, hieß es bei den Genkenameraden von der Apo. Aus ihrer Sicht stimmte das ja.

Wie fand Strauß die Achtundsechziger?

Als ein Kommunarde Abführungsmittel genommen und in den Gerichtssaal geschissen hatte, sagte FJS: ‚Die verhalten

Wenn ich für die Generation der Eltern um Verständnis ringe, dann muss das auch für die Achtundsechziger gelten. Radikales Denken verstehen heißt nicht, es zu entschuldigen. Aber auch im historisch Missratenen gibt es Tragik und Größe. Auch für die Achtundsechziger-Jugendbewegung setzten manche ihr Leben ein, in bestürzender Weise, warfen es sogar weg. Ich habe Rolf Pohle ganz gut gekannt. Asta-Vorsitzender in München, später RAF-Terrorist. Und den Fritz Teufel. Den habe ich sogar mal nach Stadelheim ins Gefängnis gefahren, weil er zum Haftantritt zu spät dran war. Um zwei Uhr nachmittags musste er sich dem Strafvollzug stellen, und um halb zwei hing er noch an der Mensa herum.

Warum ausgerechnet Sie?

Aus unerfindlichen Gründen hatten wir Sympathie füreinander. Ich hatte an der Uni mal eine Veranstaltung gemacht zum Thema ‚Anerkennung der DDR‘. Der Gag war, dass ein Referent von Franz Josef

Strauß auftreten sollte, Klaus Bloemer, der für diese Anerkennung warb. Aber unser Parteiapparat hatte ihm dann kurz vorher untersagt, beim RCDS aufzutreten. Wer aber da war: der Fritz. Ich witzelte am Mikrofon: ‚Ich habe hier den Fritz Teufel als Ersatzreferenten.‘ Man muss sich das alles wie eine Art Happening vorstellen. Ich sagte: ‚Fritz, möchtest du was zur Anerkennung der DDR aus Sicht der CSU sagen?‘ Hat er gemacht. So fing das an.

Haben Sie später Kontakt gehalten?

Als meine Frau und ich heirateten, hat er uns eine Collage geschenkt. Der Fritz hat immer viel gebastelt. Und er war ein unermüdlicher Radler. Als ich Staatssekretär war in der Obersten Baubehörde, hat er mich an einem unvergesslichen Abend im Haus des ‚Spiegel‘-Redakteurs Hans Halter, eines Dr. med., der gleichzeitig Arzt von Rudi Dutschke und Rudolf Augstein war, gefragt, ob ich ihm mit einer Subvention helfen könne, er plane einen Radweg von Berlin nach München.

Er war sogar bereit, ihn Franz-Josefs-Weg zu nennen. Ich habe mir ernsthaft überlegt, ob die Staatsregierung das Projekt verwirklichen könne.

Kannten Sie auch Rainer Langhans?

Den habe ich erst später kennengelernt. Er wurde glühend benedict, weil er immer mit zwei Frauen kam, schönen Frauen.

Das Hedonistische und das Politische gingen damals Hand in Hand. Konnten Sie da mithalten?

Nicht so wie Langhans. Wichtig war vor allem, dass man irgendwie im Spiel war.

Als RCDSler galt man nicht automatisch als uncool?

Man stand bei der Apo ständig unter Spießerverdacht. Aber wir haben daran gearbeitet. Ich habe ein Teach-in gemacht zur CSU. Redner war der damalige Bezirksvorsitzende von München, Prinz Konstantin von Bayern, ein guter Typ, lässig, nicht eingebildet, weltläufig. Kaum



## „Wir waren für die das Allerletzte“

sich wie Tiere, für Menschen gemachte Gesetze sind auf die nicht anwendbar.' Da brach der Martin Luther in ihm hervor. Andererseits war er unglaublich wach und interessiert an richtungsbestimmenden Debatten. Ich erinnere mich noch gut, wie er mich 1969 als Münchner RCDS-Vorsitzenden einlud und sofort das Streiten anging. Wie ich dazu käme, dieses und jenes zu sagen? Da erwiderte ich: 'Ja verflucht nochmal, weil's stimmt.' So konnte man damals als Neunzehnjähriger mit dem CSU-Vorsitzenden reden.

*Wofür waren Sie als CSU-Jugendreferent zuständig?*

Meine erste Aufgabe: den Volksentscheid zu organisieren, mit dem in Bayern das Wahlalter von 21 auf 18 Jahre herabgesetzt wurde. Die zweite: Strauß mit Leuten aus Kunst und Kultur zusammenzubringen. Dazu gehörte Uschi Glas, die damals den jungen deutschen Erfolgsfilm ‚Zur Sache Schätzchen‘ gedreht hatte. Später kam sogar noch Ingmar Bergman dazu, der spektakulärste Regisseur der Zeit, verantwortlich für den größten Film-skandal der Sechziger, ‚Das Schweigen‘, hochdramatisch, aber mit expliziten Sexszenen, also schwierig. Es traf sich, dass Bergman die groteske schwedische Steuerpolitik am eigenen Leibe zu spüren bekam. Er wollte gern nach München wechseln, wo wir die besten Theater Europas hatten. Strauß grummelte, das sei doch der mit dem Leinwandskandal. Aber er lud ihn ein, erst zum Kaffeetrinken nach Hause, dann zum Abendessen. Ergebnis: Bergman inszenierte am Residenztheater. Die linke Theaterkritik ist – als sie sich von dem Schock erholt hatte – ans Resi gepilgert, zum Bayerischen Staatsschauspiel.

*Haben die Linken Strauß falsch eingeschätzt?*

Da sind zwei Züge aufeinander zu gefahren, und jeder hat vor dem Zusammenprall nochmal richtig Gas gegeben. Mir ist heute noch weh ums Herz, wenn ich daran denke, welche Chancen dadurch verspielt wurden. Zu Recht hat Martin Walser mal zu Rudolf Augstein gesagt: ‚Ihr habt uns den Kanzler Strauß vorenthalten durch das Zerrbild, das ihr von ihm gezeichnet und verbreitet habt.‘

*Strauß war 1975 der erste westdeutsche Politiker, der von Mao empfangen wurde. Ich saß mit Alfred Sauter, dem späteren bayerischen Justizminister, meinem Studienfreund, im Juristischen Seminar, da verbreitete sich die Meldung, dass sogar die ‚Peking-Rundschau‘ über das Ereignis berichte. Die konnte man an der Universität auf Deutsch bekommen, übrigens auch die Traktate des albanischen Diktators Enver Hodscha. Eigentlich unlesbar – aber die Linken haben das vor sich her getragen wie die Zeugen Jehovas den ‚Wachturn‘.*

*Wie fanden Sie es, dass er Mao besuchte? Großartig! Für uns war das ein Riesentriumph. In den siebziger Jahren waren aus dem SDS schon streng maostische Studentengruppen geworden, Rote Zellen, KSV, KBW, KPDAO, von uns KP DANull*



Als Starter bei einem Seifenkistenrennen: Peter Gauweiler 1988

genannt. Ich erinnere mich an einen Dialog mit einem ihrer Aktivisten in der Mensa: ‚Na, wie findest du, dass unser Vorsitzender in Peking ist?‘ Da hat der Ärmste nur verlegen erwidert: ‚Ich möchte mich dazu nicht äußern, bevor ich nicht die ‚Peking-Rundschau‘ gelesen habe.‘ Ein heftiger Fall war Joscha Schmierer, den Joschka Fischer später als Berater ins Auswärtige Amt geholt hat. Schmierer war einst Anhänger von Pol Pot. Sie sind alle brave Renegaten geworden. Ich glaube, ihr Weltbild geriet an jenem Tag ins Wanken, als das Zentralorgan der Kommunistischen Partei Chinas das gemeinsame Bild von Strauß und Mao veröffentlichte.

*Was hat Strauß Ihnen vom Besuch erzählt?*

Viel. Es muss ein intensives Treffen gewesen sein. Mao konnte wegen einiger kleiner Schlaganfälle nicht mehr gut sprechen, seine zwei Nichten waren dabei und haben auf Englisch übersetzt. Viel detaillierter war später sein Kontakt zu Deng Xiaoping, dem Vater der Politik der vier Modernisierungen. Von dem stammt die berühmte Antwort auf die Frage, warum er mit Strauß so gut auskommt: ‚Es ist egal, ob die Katze schwarz ist oder grau, Hauptsache, sie fängt Mäuse.‘

*Hatte Strauß keine Skrupel, mit einem Massenmörder und Diktator zu sprechen?*

Die Frage war, wird ganz Europa in zehn Jahren sowjetisch sein, wovon Henry Kissinger noch 1970 überzeugt war. Was ist gut für unsere Zukunft? Das war später auch das eigentliche Thema beim Milliardenkredit für die DDR, den Strauß eingefädelt hatte. Entweder es gibt Krieg – oder wir tun etwas, um der Sache eine andere Richtung zu geben.

*Also reden, auch mit den ärgsten Feinden?*

Das klappt nicht immer, aber man muss es tun. Geschichte besteht bekanntlich darin, dass etwas geschieht. Marlene Dietrich soll sich noch bis in die sechziger Jahre Vorwürfe gemacht haben, dass sie das Interesse von A.H. nicht irgendwem erwidert hat, um das Verhängnis abzuwenden.

*War der Weg von 68 in den Terrorismus vorgezeichnet?*

Jede Bewegung dieser Art trägt die fortgesetzte Radikalisierung in sich. Aber 68 in seiner Gesamtheit war zu vielfältig, als dass alles nur auf diesen Endpunkt hin geführt hätte. In ihrer Langzeitwirkung hat die Revolte uns alle berührt. Je länger man im Zug des Lebens sitzt, umso mehr Bilder ziehen vorbei. Man nennt das ‚Er-fahren‘. Emanzipationsfragen im Bewusstsein sind Zeitfragen.

*Bereuen Sie manche Ihrer früheren Positionen?*

Die westdeutsche Kritik am Vietnamkrieg empfand ich in jungen Jahren als Verrat – in der Auseinandersetzung gegen die gulagische Sowjetunion. Heute, erfahrungsgesättigt, sage ich: Das hätten die Amerikaner nicht tun dürfen. So auf keinen Fall. Sowieso glaube ich an den Satz aus Goethes Gesprächen mit Eckermann: ‚Die menschlichen Dinge haben alle 50 Jahre eine andere Gestalt.‘

*Ihr Parteifreund Alexander Dobrindt hat zum 50. Jubiläum von 68 eine Abkehr von den damaligen Ideen verlangt, mittels einer ‚konservativen Revolution‘.*

Jedenfalls ist das ein Ansatz und der Versuch einer weltanschaulichen Debatte. Man ist diesbezüglich ja nicht sehr verwöhnt in Deutschland. Aber wenn dann schon der Begriff Revolution fällt: Okay, Alexander, dann denken wir halt mal revolutionär, lasst es uns versuchen.

*Auf viele hat gerade der Begriff ‚revolutionär‘ abschreckend gewirkt.*

Wenn wir nicht Maschinenmenschen werden wollen oder Schlafwandler, brauchen wir das Gedanken-Revolutionäre. Glasnost. Perestroika. Wir tragen es in uns und haben es in der Hand, daraus einen Segen zu machen oder einen Fluch.

*Was muss sich radikal ändern?*

Vier Dinge. Erstens müssen die ‚Militärcinsätze für unsere Werte‘ im Ausland beendet werden. Alles, was noch an Air-Berlin-Flugzeugen verwendbar ist,

nehme man, um unsere Soldaten sofort aus dem Ausland zurückzuholen. Zweitens: Es geht nicht, eine Million Flüchtlinge ins Land zu lassen, ihren Aufenthalt zu dulden, aber ihnen zu verbieten zu arbeiten. Drittens: Hört mit den Russland-Sanktionen auf. Die Russen sind nicht schlechter als die Amerikaner, auch nicht besser, aber unsere Nachbarn. Viertens: Stoppt Mario Draghi, seine Gelddruckmaschinen und die missglückte, undemokratische Euro-Rettung.

*War das Revolutionäre der Kern von 68?*

In meiner Rückschau waren die Achtundsechziger vor allem kerndeutsch.

*Inwiefern?*

Die starke Gefühligkeit, der unbedingte moralische Anspruch. Wissen Sie, wie Deutschland auf Chinesisch heißt? Moralisches Land. Wenn Sie mit den Achtundsechzigern ‚moralisch‘ diskutierten, konnten die nach wildem Auslachen der gegnerischen Positionen jederzeit in Tränen ausbrechen.

*Und haben sie mehr Gutes oder mehr Schlechtes gebracht?*

Schlecht sind die seit damals beschleunigten Tendenzen zur Verwahrlosung, die Verluste an Differenz und Distanz, auch der Angriff auf die Menschenwürde durch die Sexualisierung der Gesellschaft. Gleichzeitig haben sie Deutschland das Verzapfte, Tanzstundenhafte ausgetrieben und eine neue Unbefangtheit zum Leben gebracht. Wie heißt es bei Paracelsus: Alles ist ein Heilmittel, nur die Dosis macht das Gift.

*Selbst die heute Konservativen reden mit viel größerem Feuereifer über 1968 als, sagen wir, über die Deutsche Einheit.*

Ja – weil die Jugendkraft dahinter stand. Und weil die Achtundsechziger etwas wollten. Die Nacht des Mauerfalls bleibt unvergessen. Aber der westdeutschen Politik, die in 40 Jahren die Voraussetzungen zur Deutschen Einheit so großartig entwickelt hatte, fiel danach nichts mehr Großes ein. Nur noch der Euro, und der wurde zum Irrgarten. Und danach handelte die politische Klasse, als wäre sie nur für das Kleine geboren. Ich erkläre mir die Fehlentwicklung der westdeutschen Politik in den neunziger Jahren immer als eine Art Erfolgsdepression. Ich selbst hätte mir eine neue Europäische Gemeinschaft gewünscht, die ihren Sitz in Prag hat und vom Atlantik bis zum Ural reicht. Und Transrapid-Verbindungen von Berlin nach Moskau und von München ans Schwarze Meer. Stattdessen haben sie mit Brüssel weitergemacht, als ob nichts geschehen wäre. Serbien zu bombardieren befahl ausgerechnet die Regierung, mit der so viele Alt-Achtundsechziger an die Macht kamen. Sie waren durch die Tatsache, dass der Kommunismus in Trümmern lag, völlig durcheinander gebracht worden.

Einige schlossen sich dann amerikanischen Beratungsfirmen an. Eine Art Renegaten-Wirrsal.

*Renegaten sind meist von links nach rechts gewechselt. Bei Ihnen gibt es Anzeichen für den umgekehrten Weg.*

Keine Angst. Schlagen Sie nach bei Thomas Mann: ‚Wenn der Kahn nach rechts kippt, setze ich mich nach links – und umgekehrt.‘ So wirken beide Seiten zusammen. Die Achtundsechziger wollten dem Guten in der Welt dienen. Aber es brauchte ein Gegengift. Wie immer.

FOTO:HEINZ GERHARDT

# Sie kamen an – aber nicht dort, wohin sie wollten

Das System umkrempeln? Das Establishment aufmischen? Solche Forderungen kommen heute von rechts. Die Achtundsechziger sind Pyrrhussieger der Geschichte.

Von Jasper von Altenbockum

Die Geburtstagsorte für die Achtundsechziger-Bewegung schmeckt dieses Mal nicht mehr ganz so gut wie die zum 30. oder 40. Geburtstag. Das liegt daran, dass die Leute, die sich vor 50 Jahren von der Strafe auf den Marsch durch die Institutionen machten, von Leuten überholt wurden, die so gar nicht in ihr Weltbild passen: Trump vorneweg, gefolgt von Victor Orbán oder Sebastian Kurz, Le Pen oder Berlusconi, von AfDlern oder den ‚Identitären‘. Bei allen Unterschieden reklamieren sie allesamt ausgerechnet das für sich, was auch die Achtundsechziger in Bewegung hielt: ‚das System‘ umkrempeln zu wollen, ‚das Establishment‘ aufzumischen und den wahren Volkswillen zu verwirklichen. Die ‚außerparlamentarische Opposition‘, die ‚Apo‘, brauchte dafür riesige Theoriegebäude, die ‚rechte Apo‘ nichts davon, allenfalls Anleihen aus der Gegenaufklärung, der Romantik oder der Konservativen Revolution. Was sie aber genauso gut beherrschen wie ihre linksrevolutionären Vorfahren, das sind Provokationen. Nicht mit ‚Ho, Ho, Ho Chi Minh!‘, nicht mit Turnschuhen oder Strickpullover, sondern ins Herz der Gesellschaft, wo die Bürger von heute die Bürgerschrecks von gestern sind. Ihnen schallt es nun entgegen, man müsse das Volk ‚vom links-rot-grün versifften Achtundsechziger-Deutschland‘ (Jörg Meuthen) befreien.

Was ist da dran? Der Soziologe Heinz Bude stellt nun fest (‚Adorno für Ruinenkinder‘), dass ausgerechnet die Achtundsechziger unter den Politikern Deutschland die härteste Sozialreform der Nachkriegszeit aberlangt hätten, die ‚Agenda 2010‘. Das ist in der Tat überraschend, weil sie in ihrer Jugend den gefesselten Kapitalismus nun wirklich nicht entesseln wollten. Andererseits ist es auch wieder folgerichtig, weil gerade diese Generation den Tabus der ‚bürgerlichen Gesellschaft‘, der Besitzstandswahrung und dem Denken in alten Hierarchien, den Kampf angesagt hatte. Das wiederum führte in die Anti-Atomkraft-Bewegung, in die ‚Neuen Sozialen Bewegungen‘, in die ‚Alternativbewegungen‘, die so alternativ nicht mehr sind. Rot-Grün ist so sehr Mainstream wie Rot-Schwarz. Die Zivilgesellschaft, deren Konjunktur sich daraus ableitet, darf gerne auch wieder bürgerliche Gesellschaft genannt werden. Ja, sie darf sogar ‚Heimat‘ sein. All das vor Augen, sollte sich kürzlich noch eine Jamaika-Koalition am bürgerlichen Lagerfeuer gemeinsamer Wurzeln erinnern.

Aber ‚links-rot-grün versifft‘ meint noch etwas anderes. Wer so redet, fühlt sich überrumpelt, geschlagen, abgedrängt, als Verlierer. In der Tat lassen sich die Achtund-



sechziger als die Sieger der Geschichte verstehen. In den sechziger Jahren nahmen sie Gedanken, Sehnsüchte und Theorien auf, die in der unmittelbaren Nachkriegszeit als Konsequenz aus der Nazi-Barbarei gepflegt wurden, dann aber zu kurz kamen. Das hatte Folgen, besonders für Deutschland. Die Vorkriegsgeneration, die zu Beginn des Wiederaufbaus von Sozialismus, Befreiung, Pazifismus und Einheitsschule träumte, von etwas Neuem jenseits von westlichem Kapitalismus und östlichem Kommunismus, kam in den fünfziger Jahren nicht mehr zum Zuge – die Kinder nahmen dafür einen neuen, radikalen Anlauf. Sie stießen dabei allerdings auch auf das Unverständnis derer, die ihre geistigen Väter hätten sein können: Willy Brandt, Gustav Heinemann oder Ralf Dahrendorf. Auch sie gehörten jetzt zum ‚Establishment‘, erst recht nach der ersten Großen Koalition von 1966 bis 1969. Dabei war der SPD gerade dadurch gelungen, was zuvor noch undenkbar war: Sie nutzte die Zeit als Sprungbrett für die Kanzlerschaft.

Was dann aber vom sozialrevolutionären Geist der Nachkriegs-SPD übrig blieb, war das Godesberger Programm und ‚mehr Demokratie‘, nicht: eine neue Demokratie. Gegenüber, in der CDU und CSU, gab es zum ersten Mal Probleme mit dem Rechtsextremismus, der in Form der NPD in die Parlamente drängte. Das war nur von kurzer Dauer, aber es bestätigte, vor allem in der Auseinandersetzung um die ‚Notstandsgesetze‘, das politische Naturgesetz: Große Koalitionen stärken die Ränder. Damals allerdings koalitierten noch neugeborene Volksparteien miteinander: die SPD war aus dem Arbeitermilieu zu neuen Ufern aufgebrochen, CDU und CSU hatten erst seit knapp zwei Jahrzehnten die konfessionelle Spaltung überwunden. Beide mussten schon deshalb die Bundesrepublik (zumal als Gegenprojekt zur DDR) als ‚ihr‘ Traditionsgebilde verteidigen. Und beide standen voll im Saft.

Nicht zuletzt die Achtundsechziger-Bewegung führte aber dazu, dass ihnen dieser Saft unmerklich auszugehen droht. Das gehört zu den Gründen, warum die Parteien-

landschaft von heute nicht mehr mit der vermeintlich heilen Parklandschaft von damals zu vergleichen ist. Die erste Partei, die darin für Unruhe sorgte und die SPD links liegen ließ, waren die Grünen. Sie fühlen sich bis heute als die Lord-siegelbewahrer der Achtundsechziger-Bewegung.

Mit Marcuse, Adorno oder Habermas hat der politische Niederschlag der Jugendrevolte aber herzlich wenig zu tun. Sicher: Deutschland ist aus der Atomkraft ausgestiegen, Bürgerinitiativen gehören zum Alltag, und die Erwachsenen laufen selbst am Sonntag herum wie Rudi Dutschke. Aber sonst? Familie und Ehe als verachtete bürgerliche Institutionen genießen ein Ansehen wie selten zuvor; nichts drückt das besser aus als die ‚Homo-Ehe‘. Der Kapitalismus ist so beliebt und umstritten wie eh und je. In den ersten Krieg nach 1945 führten nicht Franz Josef Strauß und Alfred Dreger die deutsche Armee, sondern Gerhard Schröder und Joschka Fischer. Die Achtundsechziger sind also nicht dort angekommen, wohin sie wollten. Die Macht der Institutionen, die vor allem eine Macht der Kompromisse, der Beharrung und der Erfahrung ist, scheint größer zu sein als die Macht des Achtundsechziger-Marsches, der die Institutionen einreißen sollte.

Der Veränderungswille aber betrifft heute nicht mehr das große Ganze, sondern Gruppen, Grüppchen, Individualisten. Sahen sich die Protestbewegungen damals noch als Avantgarde der Opel-Arbeiter und Vietnam-Kriegsgegner, als Advokaten der Opfer einer kapitalistischen und kolonialistischen Konsumgesellschaft, sehen sich ihre Nachfahren als Opfer oder als Anwälte unterdrückter, diskriminierter, vernachlässigter Minderheiten und ‚Identitäten‘. Es klingt paradox: Die AfD hat im Namen dieser Identität den Zeitgeist wie kaum eine andere Bewegung getroffen, indem sie sich zu den Verlierern der Geschichte stilisiert, zum Opfer der Achtundsechziger. Mehr Opfer geht nicht.

Die ‚Identitätspolitik‘, die linke mit rechten Übertreibungen verbindet, ist aber der Tod der Volksparteien. Sie können nicht jede Minderheit bedienen, ohne ihre eigentliche Klientel, die Mehrheit, aus den Augen zu verlieren. Ohnehin geht es für die meisten, denen die Achtundsechziger schon 1968 herzlich egal waren, um Arbeitsplätze, Steuern, Wohnungen, Schulen, Gesundheit, Zukunft – weshalb in Amerika nicht Alt-Achtundsechziger gewannen.

In Deutschland müssen die Volksparteien schon koalieren, um ihre Verluste auszugleichen. Das geht einmal gut, aber schon beim zweiten Mal graben sie in der Grube, in die sie hineingefallen sind. Jetzt graben sie schon zum vierten Mal.





Auge in Auge: Demonstration vor der Goethe-Universität im Frühjahr 1969 für den iranischen Studenten Ahmad Taheri, dem die weitere Einschreibung verweigert wurde

# Wie sie es damals sah

Barbara Klemm war noch neu als Fotografin dieser Zeitung – und fand sich plötzlich in einem ungeheuren Bildersturm wieder.

Von Rose-Maria Gropp, Fotos Barbara Klemm



Im Getümmel: Barbara Klemm 1968 (Mitte)

Foto privat

Als ihre Bilder in den Jahren 1968 und 1969 in Frankfurt entstanden, war Barbara Klemm 28 Jahre alt. Es ist inzwischen längst erforscht und bekannt, wie aufgeheizt die Situation bereits damals in Frankfurt war, wo der Sozialistische Deutsche Studentenbund (SDS) und die sich neu formierende Außerparlamentarische Opposition (Apo) Hochburgen der Revolte hatten. Vorangegangen war am 2. Juni 1967 die Erschießung des Studenten Benno Ohnesorg, bei einer Demonstration gegen den Besuch des Schahs von Persien in Berlin. Schon am 2. April 1968 brannten zwei Kaufhäuser in Frankfurt; an den Brandstiftungen waren die späteren Mitbegründer der kriminellen „Rote Armee Fraktion“ (RAF) beteiligt, Andreas Baader und Gudrun Ensslin.

Barbara Klemm war Augenzeugin des Geschehens auf der Straße. Sie hat mit ihrer Kamera festgehalten, was ihr in der Stadt, auf dem Frankfurter Campus, in der Universität begegnete. Im Jahr 1959 war sie von Karlsruhe, wo sie eine Ausbildung zur Porträtfotografin gemacht hatte, nach Frankfurt gezogen. Den Weg zur Fotografie hatte ihr der Vater, der Maler Fritz Klemm, geebnet; ihre Mutter, Antonia Gräfin von Westphalen, war ebenfalls Künstlerin.

Barbara Klemm fing bei dieser Zeitung im Fotolabor an. In der Klischeeherstellung bearbeitete sie Druckvorlagen und bediente „eine große elektronische Maschine“, wie sie heute sagt. Dass ihr das nicht reichen konnte, war absehbar. Sie zog selbst mit ihrer Kamera los. Von den Fotos, die wir hier abdrucken, wurden einige schon damals in der F.A.Z. publiziert und später immer wieder, an allen denkbaren Orten, an denen Zeitgeschichte

dokumentiert ist. In den Fotos zeigt sich schon ihre spätere Meisterschaft, die sie zur bekanntesten Reportagefotografin in Deutschland und zur Chronistin in Bildern machen sollte.

Diese frühen Bilder der Jahre 1968/69 beweisen lakonisch nicht nur Barbara Klemms Courage, sondern auch ihren unbestechlichen Blick durchs Kameraobjektiv, als teilnehmende Beobachterin, die sie damals war. Dennoch, so sagt sie heute aus dieser Erfahrung heraus: „Für gute Bilder ist es viel besser, als Fotografin nicht mittendrin zu sein, die Distanz zum Geschehen zu bewahren.“

Bei ihrer Arbeitsweise ist sie geblieben – ausschließlich in Schwarzweiß zu fotografieren, ohne alle weiteren Hilfsmittel wie Blitzlicht oder Stativ. Wobei ein Stativ angesichts der Straßenkämpfe und bei ihren Motiven, die sie sich manchmal regelrecht hinter den Aufpassern erschlich, ohnehin absurd gewesen wäre.

Das erste Foto unserer Serie (auf dieser Seite oben) entstand im Frühjahr 1969. Vor dem „alten“ Gebäude der Goethe-Universität auf dem ehemaligen Campus im Frankfurter Stadtteil Bockenheim fand eine Demonstration der Studenten statt (inzwischen ist das Haus dem Senckenberg-Museum angegliedert). Es ging darum, dass einem Studenten, der aus Iran (damals Persien) stammte, eine weitere Einschreibung an der Universität verweigert werden sollte; er sollte abgeschoben werden. In Barbara Klemms Foto wird die ungeheure Anspannung sichtbar, auf beiden Seiten der Absperrung, die solche Konfrontationen in sich bergen, wenn sie kurz vor der physischen Entladung stehen. Sie aber stieg dieses Mal in den zweiten Stock des Gebäudes, um von oben die Lage erfassen

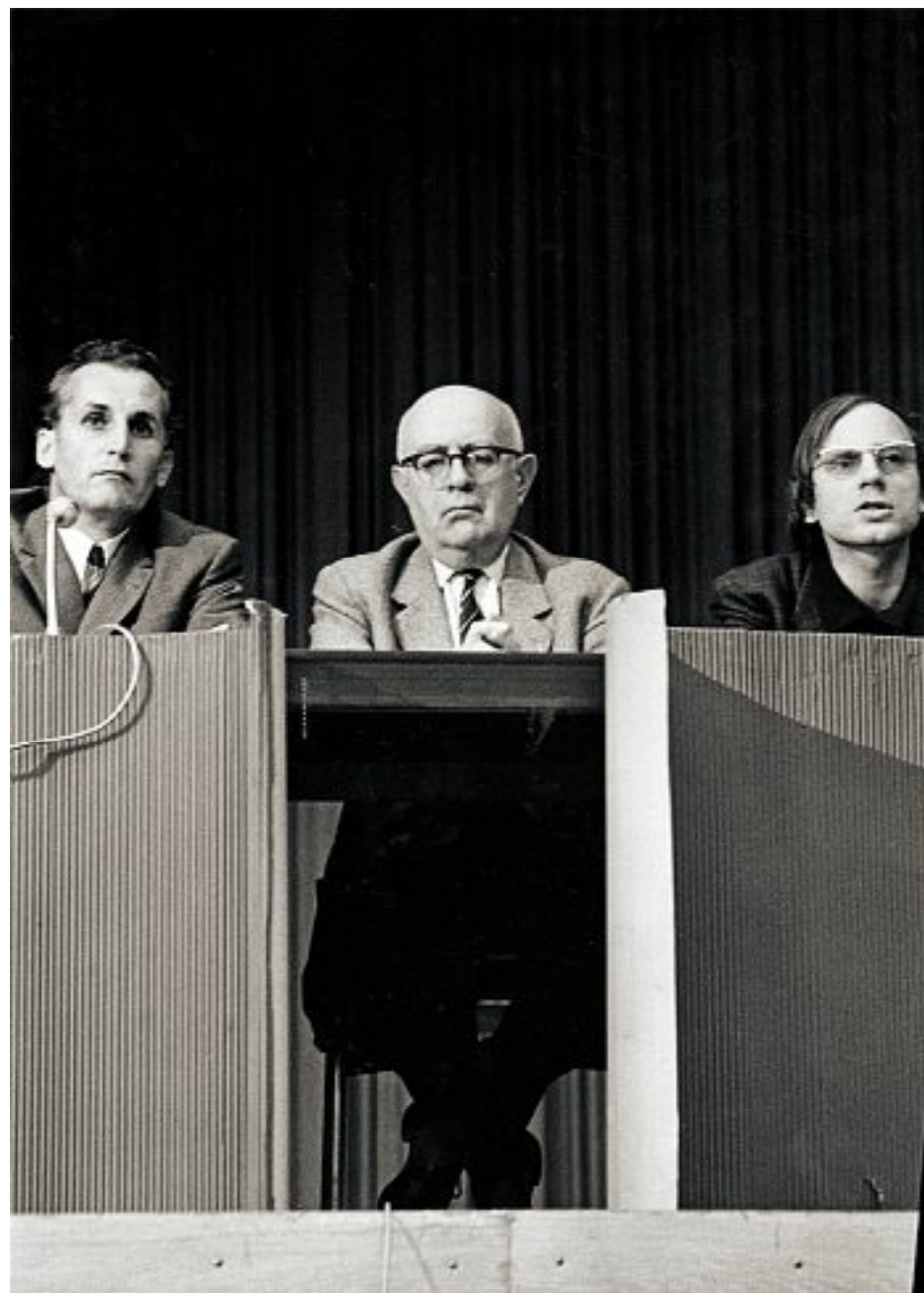


Gegen die Verleihung des „Friedenspreises des Deutschen Buchhandels“ an den senegalesischen Politiker und Schriftsteller Léopold Senghor: Proteste an der Neuen Kräme 1968



Auf dem Campus der Universität: Proteste gegen die Notstandsgesetze, auf der Leiter Joschka Fischer





Während der Buchmesse 1968: Ludwig von Friedeburg, Theodor W. Adorno, Hans-Jürgen Krahl

zu können. Ihr inzwischen berühmt gewordenes Bild ist bis heute Ausdruck einer unauflösbaren Ausweglosigkeit, hier die Phalanx der Exekutive des Staats, dort die vielköpfige Empörung der Studenten, deren erste Reihe klare Provokation ist. Tatsächlich eskalierte der Konflikt kurz darauf, mit Steinwürfen und Wasserwerfern. Der Student aus Iran hieß Ahmad Taheri; er durfte am Ende bleiben und war später jahrelang freier Mitarbeiter dieser Zeitung.

Barbara Klemms Foto von Auseinandersetzungen mit der Polizei (zweite Seite oben) entstand bei den Studentenprotesten 1968 gegen die Verleihung des „Friedenspreises des Deutschen Buchhandels“ an den senegalesischen Politiker und Schriftsteller Léopold Senghor. Obwohl er ein Verfechter der „Négritude“ war, sahen die Demonstranten in Senghor einen Vertreter des Kolonialismus und Neokolonialismus (das Thema ist zu Recht aktuell geblieben). Weil die Paulskirche weiträumig abgesperrt war, kam es auf der Straße zur Auseinandersetzung, in der altstädtischen Gasse Neue Kräme. Auf Barbara Klemms Foto wird die Enge sichtbar, in der sich Ordnungsmacht und Demonstranten begegneten und prügelten, nahe der Berliner Straße – im Hintergrund ist die Katharinenkirche zu erkennen.

Ganz anders und als wär's ein Vorzeichen auf seine spätere Karriere, hockt der junge Joschka Fischer (zweite Seite unten) oben auf einer Leiter und schaut zu, wie zu seinen Füßen, auf dem früheren Campus der Universität, die Apo gegen die Notstandsgesetze protestiert, die am 30. Mai 1968 unter der Ägide der ersten Großen Koalition erlassen wurden. Barbara Klemm weiß heute noch, dass sie damals gar nicht



„Kämpfen“: Daniel Cohn-Bendit diskutiert an der Universität.

wusste, wer da wie ein Frosch mit Helm auf der Leiter sitzt; sie fand den Moment einfach kurios.

Wie Büsten auf den bröckelnden Sockeln der Ordinarien-Universität sitzen bei einer Diskussion während der Frankfurter Buchmesse 1968 Ludwig von Friedeburg und Theodor W. Adorno, die Direktoren des Frankfurter Instituts für Sozialforschung, neben Hans-Jürgen Krahl, damals Chef-Ideologe des SDS und Schüler Adornos. Im Januar 1969 wird Krahl mit anderen Studenten das Institut besetzen, und Friedeburg und Adorno werden die Polizei holen. Im Februar 1970 kommt Hans-Jürgen Krahl, gerade 27 Jahre alt, bei einem Autounfall ums Leben.

Alle diese Bilder von Barbara Klemm – und es gibt noch viele mehr aus jenen Jahren – halten die Historie fest, ohne sie stillzustellen. „So viele Bilder von damals sind verwackelt“, sagt sie, „die sind nicht gut.“ Vielleicht könnten sie noch mehr erzählen. Barbara Klemm wurde erst 1970 die erste Redaktionsfotografin der F.A.Z., besondere Einsatzgebiete Feuilleton und Politik.



Bald wird die Polizei kommen und räumen: Studenten besetzen 1968 das Rektorat der Universität.



Im Frühjahr 1969: Die Polizei setzt Wasserwerfer gegen demonstrierende Studenten ein.



Vor der Ruine der Alten Oper: Demonstranten halten Plakate mit Fotos von Benno Ohnesorg (links) und dem Schah von Persien (rechts hinten) hoch.



# Traumatisiert bis in die Emeritierung

Die Studentenunruhen haben das Bildungssystem mit Gewalt umgewälzt – und führten zu Verfassungsänderungen an den Universitäten.

Von Heike Schmoll



Als die Freie Universität im vergangenen Jahr eine Veranstaltungsreihe mit dem Titel „Offener Hörsaal ‚50 Jahre danach‘“ anbot, kam es zu eindrucksvollen Wiederbegegnungen. Knut Nevermann, zu Beginn der Studentenunruhen in Berlin 1966 für ein Jahr Asta-Vorsitzender an der Freien Universität, später Staatssekretär in der Berliner Senatsverwaltung für Bildung, Wissenschaft und Forschung, war einer der Redner. Er ist insofern ein klassischer Vertreter der Achtundsechziger, als er den Marsch durch die Institutionen angetreten hat. Als er an die Anfänge der Studentenrevolte erinnerte, fingen einige Alt-Achtundsechziger im Publikum, Weggefährten von damals, erst an zu grummeln, um sich dann so zu äußern wie einstmal. „Halt’s Maul“ war noch eine der freundlicheren Entgegnungen, die ihm aus dem Publikum entgegenschallten. Dabei hatte sich Nevermann durchaus selbstkritisch geäußert. In einem Interview stellte er fest: „Liberale wurden von den Linken damals stärker bekämpft als Konservative.“ Und: „Was wir auf jeden Fall zu spät erkannt haben, war die Gefahr von Militanz und Gewalt.“ Denn den beklagten herrschaftlichen Diskurs der Ordinarien ersetzten die Revoltierer von damals durch ihre eigene Herrschaft im Hörsaal, indem sie sich Mikrofone eroberten und andere nicht zu Wort kommen ließen. Und natürlich durch zunehmende Gewalttätigkeit.

Zu denjenigen, die aus den Achtundsechziger-Jahren Verstärkungen davongetragen haben, gehört der Göttinger Germanist Albrecht Schöne. Heute ist der Zweiundneunzigjährige ein Star der Universität, damals war er ein junger, liberaler Hochschullehrer, der gerade deshalb besonderen Zorn auf sich zog, weil er die Studenten faszinierte und Hunderte Hörer in seine Vorlesungen zog. In einer auftrittehenden Rede berichtete er im Herbst 2017 von seinen Erlebnissen in Göttingen. Im Sommersemester 1969 verhinderten protestierende Studenten seine Vorlesung über Bertolt Brecht und beschimpften ihn als einen der „liberalen Scheißer“. Besonders stieß den Auftrüher die „repressive Toleranz“ auf. Schöne zog seine Konsequenzen und hielt acht Jahre lang keine Vorlesungen mehr. Vorlesungen galten damals als undemokratische, autoritäre Veranstal-

tungen, weil einer redete und die anderen zuhören mussten. Als er 1977 seine Vorlesungen wieder aufnahm, versuchten die Auftrüher noch einmal, sie zu verhindern. Dagegen wiederum leisteten aber seine Hörer Widerstand. Tags darauf ließ ihn am Telefon ein anonymer Anrufer wissen, was er sich damals aufgeschrieben habe, berichtet Schöne: „Pass auf, du beschissene Professorensau! Wenn du uns noch mal so kommst wie am Montag und versuchst, den Streikbrecher zu spielen, dann besorgen wir’s dir, dann machen wir Zwieback aus dir! Verstanden?“ Am Göttinger Rektoratsgebäude war damals die auf den ermordeten Generalbundesanwalt bezogene Äußerung angespritzt worden: „Nun ist Bublick platt wie Zwieback“. Schöne hatte verstanden.

Das ist nur ein Beispiel für den unter Gewaltandrohung unternommenen Versuch, „Herrschaftsverhältnisse“ zwischen Professoren und Studenten abzubauen. Noch in den achtziger Jahren entschuldigten sich manche Hochschullehrer, wenn sie im Referatmarathon der Seminarteilnehmer selbst endlich einmal das Wort ergriffen.

Die Studentenunruhen richteten sich nur teilweise gegen verkrustete Strukturen in Universitäten und althergebrachte Ordinarienherrlichkeit, die es tatsächlich gab und in manchen Fächern noch gibt. Auch an nordamerikanischen Universitäten formierte sich der Protest, vor allem gegen den Vietnamkrieg, an dem sich die Vereinigten Staaten seit 1965 mit aller Gewalt beteiligten. Die Hochschulen in Berlin, Frankfurt, Heidelberg und Marburg wurden am tiefsten verändert. Ausgerechnet die Zentren der amerikanischen Reeducation-Politik nach dem Zweiten Weltkrieg wurden zu Mittelpunkten des Aufbegehrens, während die bayerischen Universitäten wegen der landeseigenen Hochschulpolitik weitgehend unbehelligt blieben.

Das Motto der Achtundsechziger, „Unter den Talaren Muff von 1000 Jahren“, war im November 1967 im Hamburger Audimax entrollt worden. In Anspielung auf Hitlers Propaganda vom tausendjährigen Reich war damit die Frage nach der braunen Belastung der Universität gestellt. Angesichts vieler personeller Kontinuitäten auch in Universitäten („Elitenrecycling“) war das nicht unberechtigt. Die Professoren nahmen die Aktionen nicht widerstandslos hin. Wer den Revoltierenden Paroli bieten wollte, trat dem

„Bund Freiheit der Wissenschaft“ bei; der örtliche Ableger in West-Berlin nannte sich „Notgemeinschaft für eine freie Universität“. Noch heute gelten diese Bündnisse etwa an der Freien Universität in Berlin als erzreaktionär. Dabei wurde die Paradoxie der Studentenrevolte an der FU besonders offensichtlich, dort war die Professorenschaft ohnehin eher dem linken Spektrum zuzurechnen. So war der Historiker Thomas Nipperdey, der sich selbst eher als liberale Reformavantgarde sah, empört, dass er von den Studenten angegriffen wurde, als sei er ein Altnazi.

Ein entscheidender Wendepunkt der Studentenunruhen war der Tod von Benno Ohnesorg während der Berliner Demonstration gegen den Besuch des persischen Schahs im Juni 1967. In der Folge agierten marxistische, trotzkistische und maoistische Gruppen zunehmend aggressiv. Angeheizt wurde die Entwicklung im Frühjahr 1968 durch das Attentat eines Hilfsarbeiters mit neonazistischen Kontakten auf Rudi Dutschke, den Wortführer des Sozialistischen Deutschen Studentenbundes. Im Mai 1968 beschloss der Bundestag die Notstandsgesetze, die in Krisensituationen eine Einschränkung der Grundrechte zuließen und von aufbegehrenden Studenten mit dem Ermächtigungsgesetz gleichgesetzt wurden, das der nationalsozialistischen Diktatur 1933 den Weg ebnete.

Der von der Studentenrevolte beabsichtigte Umsturz des „kapitalistischen Systems“ ist ihr nicht gelungen, wohl aber die zunächst als Etappenziel gesehene Verfassungsänderungen an den Hochschulen mit der Einführung der Drittelparität von Professoren, Assistenten und Studenten. Inzwischen musste durch das Verfassungsgericht in Karlsruhe abgesichert werden, dass die Hochschulprofessoren bei Entscheidungen über Forschung und Lehre die Mehrheit haben müssen. Vor allem die Mitbestimmung des nicht-wissenschaftlichen Personals ist immer wieder Anlass für inneruniversitären Streit. Es ist kein Zufall, dass eine Berliner Universität seit Jahren über die Einführung der Viertelparität debattiert: die Technische Universität, die sich mit Humboldt-Universität und FU bei der Exzellenzinitiative bewirbt.

Die Studentenrevolte hat in den Universitäten überall ihre Spuren hinterlassen – unter anderem in den bleibenden Traumata der längst emeritierten Professoren, die von den Angriffen selbst betroffen waren. ◀



SHAMBALLA JEWELS



EXPLORE THE ENERGY OF CREATION

Shamballa Braided Bracelet, Star Of Shamballa Alliance Arm Ring, Star Of Shamballa Alliance Ring  
G/VS Diamonds, Corals, Carnelians, Moonstones, 18K Rose Gold

Find your nearest retailer at [shamballajewels.com](http://shamballajewels.com) | Follow us on Instagram @shamballajewels  
Flagship Stores | Copenhagen, Ny Østergade 7 | New York City, 170 Mercer Street

**Herbert Mayer**  
Juwelier seit 1922  
Annastrasse 35, Augsburg  
Briener Strasse 7, Munich

**OEDING-ERDEL**  
Prinzipalmarkt 29, Münster

**Scheuble**  
Juwelen · Uhren · Lebensart  
Münsterplatz 9–10, Ulm

**WEMPE**  
FEINE UHREN & JUWELN  
Maximilianstrasse 6, Munich  
Kurfürstendamm 215, Berlin



# AUS EINEM GUSS

**M**arianne Panton hat seit kurzem ein „Gespenst“ in ihrer Wohnung. Eines, das sie im Dunkeln ganz schön erschreckt hat, wie sie erzählt. Das „Gespenst“ heißt „Panton Glow“, und es hält, was sein Name verspricht. Was wiederum Marianne Panton zunächst nicht glauben konnte. Denn tagsüber, also bei Tageslicht, ist „Panton Glow“ ein schlichter weißer Panton-Stuhl. Erst nachts beginnt er, blau zu leuchten. Mit übernatürlichen Fähigkeiten hat das nichts zu tun. Die rohe Polyesterharzschale der gerade erst vorgestellten Jubiläumsedition wurde vielmehr vom Hersteller Vitra mit mehreren Schichten Nachleucht pigmenten versehen und anschließend mit einem hochglänzenden Schutzlack überzogen. Diese Leuchtpigmente, die auch bei Zifferblättern von Uhren verwendet werden, laden sich am Tageslicht auf und geben bei Dunkelheit wieder Licht ab.

Marianne Panton lebt seit vielen Jahren mit Panton-Stühlen – allein acht schwarze stehen um ihren Esstisch herum. Ihren ersten Kontakt zu einem Panton-Stuhl hatte sie 1962, kurz nachdem sie ihren späteren Mann auf Teneriffa kennengelernt hatte. Fortan waren die drei unzertrennlich: die gebürtige Schwedin Marianne Pherson Oertenheim, der Däne Verner Panton und das Modell eines möglichen – genauer: eines unmöglichen – Stuhls, an dem der studierte Architekt Panton schon seit Mitte der fünfziger Jahre tüftelte. Das Modell, das fälschlich oft als Prototyp bezeichnet wird, hatte die dänische Firma Dansk Acryl Technik aus tiefgezogenem Polystyren hergestellt. Darauf sitzen konnte man nicht, auch wenn der Stuhl groß genug dafür gewesen wäre. Marianne Panton nannte das zerbrechliche Modell, das heute im Vitra Design Museum zu sehen ist, im Spaß „Amöbe“. Verner Panton fuhr damit durch ganz Europa und warb für seine Idee: einen Stuhl aus einem Guss.

Auf diesen Reisen war Marianne Panton seine Chauffeurin. „Wir fuhren mit einem uralten roten Porsche durch Deutschland, nach Italien, nach Frankreich. Ins Auto passten vorne nur wir zwei hinein, hinter uns lag der Stuhl, dazu ein Paar Schuhe von mir und zwei Zahnbürsten. Mehr Platz war nicht.“ Für die junge Schwedin war es eine aufregende Zeit, auch wenn ihr Mann überall zunächst nur auf Unverständnis stieß. Der Designdirektor des amerikanischen Möbelherstellers Herman Miller, George Nelson, brachte es 1963 auf

Vor 50 Jahren kam ein Stuhl auf den Markt, der zu den Design-Ikonen des 20. Jahrhunderts gehört. Doch die Entwicklung des Panton-Stuhls zog sich über 40 Jahre hin.

Von Peter-Philipp Schmitt

den Punkt: Pantons Modell sei allenfalls eine Skulptur, ein Stuhl werde nie daraus. Er sollte sich täuschen, auch wenn die Entwicklung noch einige Jahre dauerte.

„Mein Mann mochte Beine an den Stühlen nicht“, sagt Marianne Panton. „Sie störten ihn. Sein Stuhl sollte direkt in einem Stück aus dem Boden wachsen.“ Verner Panton, der 1926 geboren wurde und in den frühen Fünfzigern im Büro von Arne Jacobsen gearbeitet hatte, schrieb später nieder, was ihn auf die Idee zu seinem revolutionären Entwurf brachte. Es waren die Herstellung eines Sturzhelms aus Glasfaser und eines Putzweimers in Plastik. Der Putzweimer habe ihn besonders beeindruckt, nicht zuletzt wegen des Preises. Denn auch darum ging es ihm.

Erste Skizzen entstanden Mitte der fünfziger Jahre, wenig später beteiligte er sich mit seinen Zeichnungen und seiner Idee eines „Stuhls aus einem Stück“ an einem von der Neuen Gemeinschaft für Wohnkultur ausgeschriebenen Wettbe-



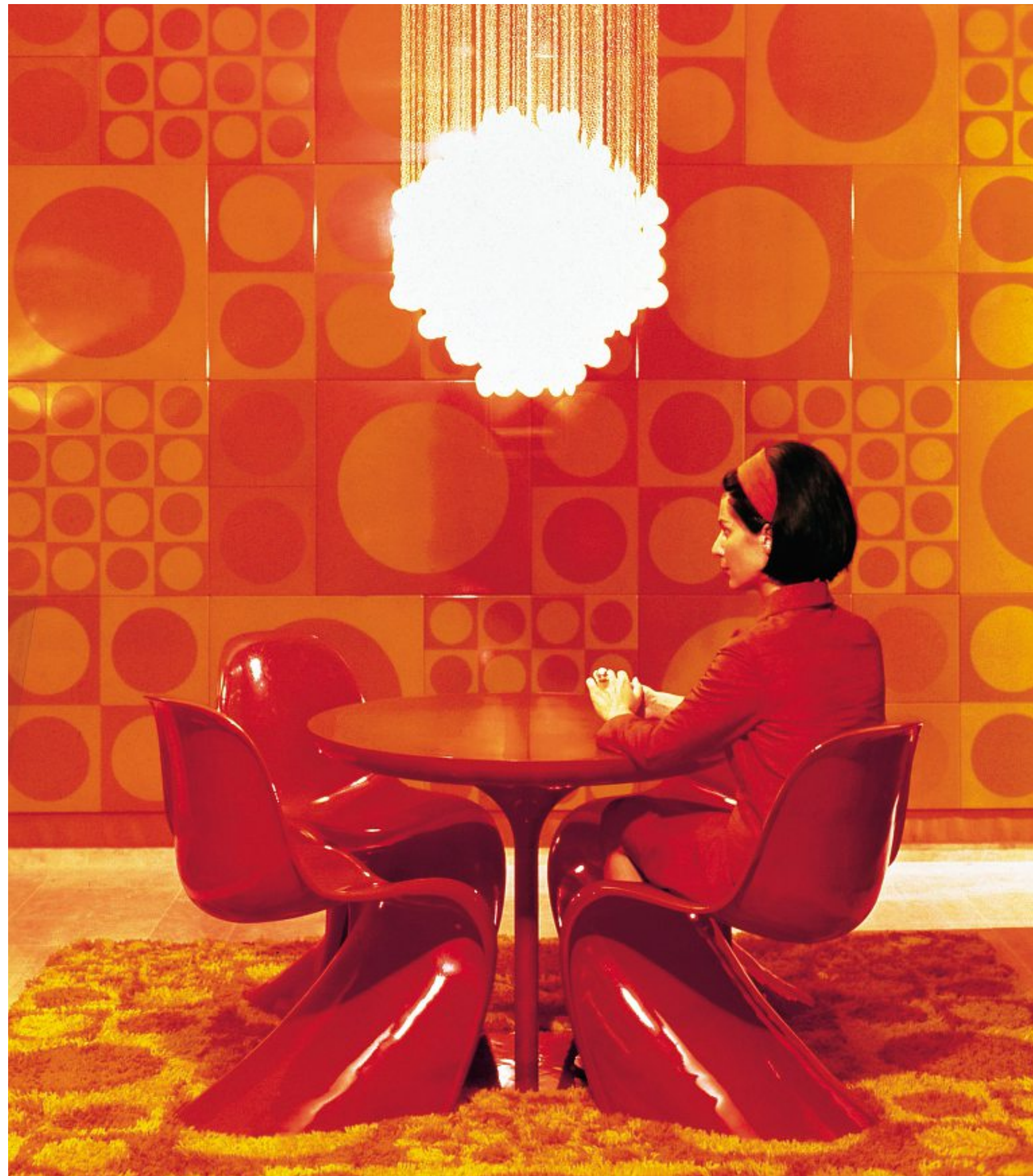
Tütenstuhl: Marianne und Verner Panton 1965

werb für Möbel-Entwürfe, wie Mathias Remmele in seiner „Geschichte des Panton-Stuhls“ schreibt. Panton ging bei der Preisvergabe 1956 leer aus, doch einige seiner damals vorgelegten Entwürfe wurden später tatsächlich realisiert, darunter ein Freischwinger aus dreidimensional verformtem Sperholz, den das Unternehmen Thonet 1965 präsentierte. Hergestellt wurde der Stuhl von der Firma Geformtes Holz August Sommer in Plüderhausen, heute K+W Formholztechnik. Es war der erste aus einem durchgehenden Material gefertigte beinlose Stuhl, allerdings nicht aus Kunststoff, sondern aus Holz. Dementsprechend teuer war er.

Über Herman Miller hatte Verner Panton Anfang der sechziger Jahre auch Kontakt zu Willi Fehlbaum bekommen, der die Rechte für den deutschsprachigen Raum an Möbeln des amerikanischen Unternehmens hatte, darunter Entwürfe von Charles und Ray Eames und George Nelson. Willi Fehlbaum habe an die Idee ihres Manns geglaubt, sagt Marianne Panton. Aber erst sein Sohn Rolf war letztlich derjenige, der das Projekt vorantrieb und es schließlich in Kunststoff auf den Markt brachte. Rolf sei eines Tages bei ihnen in Basel zu Besuch gewesen, erzählt Marianne Panton. Dort habe er das Stuhlmodell aus Polystyren entdeckt. „Warum denn keiner daraus einen richtigen Stuhl mache, fragte er meinen Mann.“ Bisher habe keiner den Mut gehabt, antwortete Panton.

Rolf Fehlbaum studierte damals Sozialwissenschaften und stand kurz vor seiner Doktorarbeit. Dass er einmal das Unternehmen seines Vaters übernehmen und Vitra zu ungeahnter Größe führen würde, war nicht absehbar. Der 24 Jahre alte Rolf Fehlbaum stürzte sich in die Umsetzung des Projekts, gemeinsam mit dem damaligen Leiter der firmeneigenen Entwicklungsabteilung, Manfred Diebold. Zwei Jahre lang wurde intensiv geforscht, Tag und Nacht, wie sich Panton später erinnerte, „und an den Wochenenden auch!“

Der Reihe nach entstanden neun bis zehn Versuchsmodelle, die meisten aus handlaminiertem, glasfaserverstärktem Polyester. Eine der Schwierigkeiten, so Panton: dass der Stuhl stapelbar sein sollte. „Wir arbeiteten mit verschiedenen Chemie-Firmen zusammen“, schrieb Panton in seinen Erinnerungen. „Die ersten Stühle waren aus Glasfaser und Polyester, dann nutzten wir Plastomer und schließlich Baydur.“ Aus Plastomer, einem Kunststoff, der sich von einer bestimmten Temperatur an verformen lässt (daher wird er auch



Thermoplast genannt), sind zum Beispiel auch Lego-Steine.

1967 war es so weit: Panton und Fehlbaum konnten eine kleine Vor-Serie von etwa 100 bis 150 Stühlen aus kalt gepresstem, fiberglasverstärktem Polyester herstellen. Noch im selben Jahr war der Panton-Stuhl, wie er schnell genannt wurde, auf dem Titel der dänischen Design-Zeitschrift „Mobilia“ zu sehen. Schnell avancierte der Freischwinger zur internationalen Sensation,

dabei wurde der Stuhl offiziell erst im Januar 1968 auf der Kölner Möbelmesse und auf der gleichzeitig stattfindenden, von Verner Panton gestalteten Ausstellung „Dralon-Schiff“ präsentiert. Die Schau schwamm tatsächlich auf dem Rhein und war eine Werbeaktion des Chemieunternehmens Bayer: Die Firma ließ über mehrere Jahre während der Kölner Möbelmesse einen Ausflugsdampfer von zeitgenössischen Designern in einen temporären Showroom

verwandeln, natürlich in erster Linie mit Produkten aus Kunststoff. Eine besondere Rolle spielte die von Bayer entwickelte Kunstfaser Dralon, darum zunächst der Name „Dralon-Schiff“. Auf Pantons Anregung hin wurde die Ausstellung später „Visiona“ genannt.

Marianne Panton erinnert sich noch gut an ihre erste Möbelmesse. „Es war schrecklich. Nur langweilige Farben.“ Schmutzig nennt sie die gedeckten Braun-

töne, die damals in Mode waren. Dann aber kam Panton und machte alles Knallrot und Orange. Die Pop-Art zog mit ihm ein. Bestes Beispiel ist sein berühmter Tütenstuhl, mit dem er die Möbelbranche auf den Kopf stellte: Die kegelförmige Schale des Stuhls aus Metall steht mit ihrer Spitze auf einem kreuzförmigen Metallfuß. Mit diesem drehbaren Stuhl wandte sich Panton gegen überkommene Konventionen, indem er den Kegel um-

Die Ehefrau als Model: Marianne Panton wirbt 1970 für den Panton-Stuhl samt passendem Tisch – und das alles in der Lieblingsfarbe ihres Manns.

kehrte, was für viele futuristisch und schockierend wirkte. Sein Tütenstuhl in knalligen Farben rief bisweilen sogar die Polizei auf den Plan: In New York etwa sorgte das ungewöhnliche Objekt für ein Verkehrschaos, weil Autofahrer auf der Straße vor dem Schaufenster, in dem der Stuhl stand, einfach stehenblieben. „Für Verner öffneten sich danach viele Türen“, sagt Marianne Panton.

Allerdings nicht in seiner Heimat, der er schon 1963 den Rücken gekehrt hatte. „Die dänische Presse stellte ihn als ein wenig verrückt dar“, sagt Marianne Panton. Angeblich sollen ihm dänische Möbelhersteller sogar Geld geboten haben, wenn er aufhört, Möbel zu entwerfen. Panton aber war nicht aufzuhalten. Auch wenn sein nach ihm benannter Stuhl ihm noch nach 1968 große Probleme bereitete. Dabei schien er mit Hilfe von Manfred Diebold endlich das richtige Material gefunden zu haben: Baydur. Diebold entdeckte den Polyurethan-Schaum von Bayer auf einer Kunststoffmesse. Nach einer kurzen Testphase begann vor 50 Jahren die Serienfertigung. Nachteil allerdings war, dass die aufgeschäumten Stuhlrohlinge von Hand nachgeschliffen, gespachtelt und lackiert werden mussten, was den Preis in die Höhe trieb. Schon zwei Jahre später stellte Panton auf Polystyrol, Markenname „Luran S“, von der Firma BASF um. Der Stuhl, gegossen aus durchgefärbtem Plastikgranulat, kam fix und fertig aus der Form.

Doch dieser Kunststoff war längst nicht so stabil, wie es den Anschein hatte. Es gab Risse, Brüche, Reklamationen. In den Vereinigten Staaten wurde er schon 1975 vom Markt genommen, 1979 dann auch in Europa. Bis dahin aber war der Panton-Stuhl längst ein Kult-Objekt, fester Bestandteil aller großen Design-Sammlungen und beliebtes Accessoire bei Mode-Shootings. Besonders provokant war die Fotoserie „Wie Sie sich vor Ihrem Mann ausziehen“ des Fotografen Brian Duffy, die 1971 in der britischen Zeitschrift „Nova“ veröffentlicht wurde. Sie zeigt, wie sich die Sängerin Amanda Lear aus einem schwarzen Lacklederkleid und ihrer Unterwäsche schält, während sie sich auf einem knallroten Panton-Stuhl räkelt.

Auch Marianne Panton ist mehr als einmal auf Werbeaufnahmen für den Panton-Stuhl zu sehen. „Ich mochte das gar nicht“, sagt Marianne Panton, die sich nicht gerne in den Vordergrund drängen lässt. Die Arbeit am Erbe ihres Manns will sie künftig in jüngere Hände legen: in die ihrer 1966 geborenen Tochter Carin, die in München lebt und zwei Söhne hat.

Zum Nachlass gehört auch der 1999 von Vitra wieder aufgelegte Panton-Stuhl. Es ist die vierte und letzte von Verner Panton noch autorisierte Version und besteht aus glasfaserverstärktem Polypropylen. „Mit diesem Modell“, schreibt Remmele, „konnte – mehr als 30 Jahre nach Beginn der Serienfertigung – erstmals eines der wesentlichen Ziele des Designers erreicht werden: der Kunststoff-Stuhl als preiswertes Industrieprodukt.“ Verner Panton selbst erlebte die Markteinführung nicht mehr: Er starb am 5. September 1998. ◀





Micol Fagotto (Magis), Barbara Minetto (Magis), Monika Brune (Blume PR)



Tulga Beyerle (Kunstgewerbemuseum Dresden), Petra Hesse (MAKK), Dick Spierenburg (imm cologne)



Patrizia Malfatti (Salone der Mobile Milano), Sebastian Herkner, Marva Griffin (Salone Satellite), Manuel Herkner



Florian Giele, Gerhardt Kellermann, Ana Relvão



Byron Amanatidis (Bocci), Mark Braun, Christoph Goller (New Tendency)



Uli Budde, Axel Kufus



Gerald Böse (Kölnmesse), Franziska Michaelis (Stylepark), Robert Volhard (Stylepark)



Pascal Bosetti, Christine Scharrenbroch (F.A.Z.), Marc-Jens Biegel, Thomas Edlmann



Katarina Schmidt-Ostovic (F.A.Z.), Rudolf Pütz (Vitra), Ingo Müller (EA.Z.)



Richard Lampert, Sandy Karstädt (welcome design), Martins Pilens



Uta Brandes (be design), Minmin Xie (Kuka Home Group), Michael Erhoff (be design)



Sonja van der Hagen (Dedon), Peter-Philipp Schmitt (F.A.Z.)



Jonathan Radetz, Laura Jungmann



Anja Grewe (Roecnergrew), Florian Kienast (Formwaende), Julia Roecner (Roecnergrew)



Florence Delorme, Amélie du Passage (beide Petite Friture)



Franziska und Tobias Grau (Tobias Grau)



Brigitte Eberhardt-Moore (AW Design PR), Monica Förster, Astrid Wallström-Dierkes (AW Design PR)



Jan van der Hagen und Sonja van der Hagen (Dedon)



Esther Schulze-Tsatsas und Dimitrios Tsatsas (Tsatsas)

# NACHTS IM MUSEUM

Zum ersten F.A.Z.-Designempfang anlässlich der Kölner Möbelmesse „imm cologne“ kamen etwa 200 Gäste. Im MAKK wurde eigens die Ausstellung „Stylepark Selected“ gezeigt.

Mehrfacher Gewinner des TIPA-Awards  
**„Das beste Fotolabor der Welt“**  
 Ausgezeichnet von den Chefredakteuren 28 internationaler Fotografie-Magazine



© furniture by vibieffe



**IHR FOTO HINTER  
 ACRYLGLAS**  
 ab **7,90 €**

## Ihre schönsten Momente im Großformat. Galerie-Qualität von WhiteWall.

Ihre Fotografie hinter Acrylglas, gerahmt oder als Großabzug. Unsere Produkte sind „Made in Germany“ – profitieren Sie von mehr als 100 Testsiegen und Empfehlungen! Hochladen und Wunschformat festlegen, sogar vom Smartphone aus.

WhiteWall.de  
 Stores in Berlin / Düsseldorf / Frankfurt / Hamburg / Köln / München





# Der Anspruch half nicht beim Entwerfen

Die älteren Architekten schufen damals bessere Bauwerke.

Von Matthias Alexander

Eine Revolution? Oder auch nur eine Revolte? In der Architektur? Warum denn nur? Es war doch alles da im Jahr 1968. Die Neue Nationalgalerie in Berlin wurde eröffnet, gewissermaßen der Schlussstein der Klassischen Moderne in Deutschland, das Vermächtnis Ludwig Mies van der Rohe. Mit dem skulpturalen Wallfahrtsdom in Neviges im Bergischen Land stellte Gottfried Böhm – unter Projektion des Kölner Kardinals Frings – ein Meisterwerk in Sichtbeton fertig. Und in München wurde der Entwurf von Günter Behnisch für das Olympiastadion genehmigt, das 1972 mit seiner kühnen Dachkonstruktion das neue, leichte, offene Deutschland verkörpern sollte.

Das ist der Geist in der Architektur von 1968: Die Meister des Fachs lieferten staunenswerte Entwürfe in ganz unterschiedlichen ästhetischen Haltungen, und die mächtigen Bauherren aus Staat, Kirche und Sport gingen ästhetisch wie funktional ins Risiko. Was will man mehr? Und doch erfasste die Studentenbewegung auch die Architektur fakultäten, nicht zuletzt die renommiertesten in Berlin, München und Darmstadt. Man hatte nur noch wenig übrig für die Vergötterung der Entwerfer-Genies, das Konzept wurde als bürgerlich verworfen. Dem Geist der Zeit entsprach die Arbeit im Kollektiv.

Das Ergebnis dieser Zurückhaltung ist auf den ersten Blick ziemlich ernüchternd. „Die Architektur von 68 ist das Nicht-Bauen“, so hat es Dieter Hoffmann-Axthelm 1998 formuliert. Der Theologe, später einer der klügsten Architekturkritiker, war 1968 teilnehmender Beobachter der Proteste in Berlin. Er nahm wahr, dass sich viele der damaligen Architektur-Studenten als Sozial-Ingenieure verstanden. Sie wollten nach dem Studienabschluss gesellschaftliche Arbeit leisten, statt die Welt mit spektakulären Bauten zu beglücken. Und es lag ja tatsächlich einiges im Argen, wenn man den Blick von Prestigeprojekten auf den Architekturalltag lenkt. Mit dem Begriff der Flächenanierung wurde damals der Abriss ganzer Altbau-Quartiere bemängelt. Es entstanden anonyme Großsiedlungen am Stadtrand, deren Scheitern absehbar war: das Märkische Viertel in Berlin, Neuperlach in München, bald auch Kranichstein in Darmstadt. Die Menschen, denen angeblich Gutes getan werden soll, wurden in den Riesengebäuden nicht heimisch. Entsetzt von der Rücksichtslosigkeit der Bauwirtschaft und ihrer willfährigen Baumeister, ging es dem sozial engagierten Nachwuchs eher darum, schlechte Architektur zu verhindern, als selbst Besseres zu entwerfen. Und so endete manche Begabung in Groß-

büros, in den Planungsabteilungen von Immobilienunternehmen und in Bauämtern.

Aber 1968 herrschte erst einmal die Hochstimmung einer extrem verdichteten Zeit. „Dauernd unterwegs, tags studiert und demonstriert, nachts gelesen und diskutiert, wenig geschlafen.“ So beschreibt der Architekturhistoriker Werner Durth, der sich 1967 an der Technischen Hochschule Darmstadt einschrieb, sein Leben in den Jahren der Studentenunruhen. Aus Durths Bericht, den er im November 2017 anlässlich seiner Emeritierung vortrug, wird deutlich, welch hohen intellektuellen Anspruch auch die Studenten der Architektur an sich selbst hatten. Durth spricht von „autodidaktischer Aufrüstung“ und „wissenschaftlichem Größenwahn“. Die Klügeren unter den Studenten spürten „den Horror intellektuellen Unvermögens“ und versuchten, sich ein theoretisches Fundament zu geben, indem sie soziologische und philosophische Seminare besuchten. In den meisten Fällen blieb es beim Diletieren. Beim Entwerfen half das alles nur bedingt.

Ist also tatsächlich nur der kritische Impuls geblieben, das Ungebaute, die Architektur ex negativo? Ganz so kurz war die Geschichte dann doch nicht. Manche Studenten machten sich nach dem Examen an die Entwurfsarbeit. Zunächst glaubten sie an die Macht der planerischen Vernunft und an den gesellschaftlichen Fortschritt, auch wenn Helden des Neuen Bauens wie der große Ernst May am Drama der tristen Großsiedlungen beteiligt waren. Die Jungen reagierten auf die Misserfolge des rationalen Bauwirtschaftsfunktionalismus, indem sie die Komplexität der Planung steigerten. Die aufkommenden Computer halfen dabei. Das Entwerfen wurde auf wissenschaftliche Grundlage gestellt, subjektive Entscheidungen sollten durch rechnerische Bewertung vieler Parameter ersetzt werden. Fertigteile sollten so geschickt gehandhabt werden, dass sich auch individuelle Wünsche der Bewohner erfüllen lassen.

Otto Steidle, der Unangepasste aus München, ging in diese Richtung. In seinem Projekt an der Genter Straße, bei dem er Architekt und Bauherr in einem war, verwirklichte er die Prinzipien des Baukastens. Wände sind leicht zu entfernen und einzuziehen, so dass die Grundrisse flexibel bleiben: praktikabel gemachte Bruchstücke der großen Utopien der sechziger Jahre, etwa der Londoner Architektengruppe Archigram und ihrer Plug-in City oder der Metabolisten in Japan. Die utopisch anmutende Idee wurde an der Genter Straße durchaus gelebt, die Interieurs wurden immer wieder umgestaltet.

Eine andere Traditionslinie, die in der Ökologiebewegung verstärkt wurde, ist die organische Architektur. En-

gelbert Kremser, der in Berlin nach eigener Aussage „brav“ mitlieft bei den Protestmärschen, betrieb seine Erdbauweise mit fließenden Grenzen zur Kunst. Kremser nahm – auch das ein Ideologem der Achtundsechziger – das demokratische Bauen sehr ernst. Auch deshalb wurden nur wenige seiner Entwürfe gebaut. Als ein Millionär anrief, um ihn mit dem Entwurf einer Villa zu beauftragen, fragte ihn der Architekt: „Sind sie denn auch bereit, eifrig mitzuschaukeln?“ Der Mann aus Bottrop rief: „Halten Sie mich für verrückt?“ Auch aus diesem Auftrag wurde nichts.

Selbsthilfemodelle also sollten eine wichtige Rolle spielen. Die künftigen Nutzer eines Gebäudes wurden bei der Planung und Ausführung mit einbezogen. Das erfüllte den alten linken Traum, von fremd- zu selbstbestimmter Tätigkeit überzugehen. Allerdings: Einprägsame städtische Figuren entstehen auf diese Weise nicht, wie der Architekturhistoriker Wolfgang Pehnt festgestellt hat. Die großen Architektenkarrieren machten zumeist diejenigen, die schon etwas älter waren und eine eigene Haltung entwickelt hatten, wie Oswald Mathias Ungers und Josef Paul Kleihues. Otto Steidle war 1968 zwar Student an der Akademie, hatte jedoch schon sein eigenes Büro und war den meisten Kommilitonen einen entscheidenden Schritt voraus.

Überhaupt war es am besten, im Jahr der Revolte mit dem Studium schon fertig zu sein, aber den Schwung der Bewegung mitnehmen zu können. So wie die drei jungen Architekten, die am 8. Mai 1968 in Wien das Büro Coop Himmelb(l)au gründeten. Sie entwarfen „Die Wolke“, einen fahrbaren Wohnorganismus, in dem Technik, Weltraumästhetik und Pop zusammenflossen, mehr Kunstinstallation als Architektur. Wolf D. Prix, einer der Gründer des Büros, beschrieb das Konzept der beweglichen Architektur im Rückblick als antiautoritäre Struktur. Er hatte in London und Los Angeles studiert und 1968 Weltläufigkeit und Ironie mitgebracht. Für kontinentaleuropäische Nachwuchsarchitekten war die Revolte eine ernste Sache, während sie in der angelsächsischen Welt viel stärker mit dem Geist des Pop verschwistert war, im Kern eine Kulturrevolution, spielerisch, farbenprächtig, fröhlich.

Es fügt sich ins Bild, dass auch Coop Himmelb(l)au zunächst nur als Hochschullehrer und Performancekünstler reüssierten – und erst nach vielen Jahren erste Aufträge bekamen und Stars wurden. In Deutschland war man für die architekturtheoretischen Zeichen aus Amerika noch nicht empfänglich. Erst die verspätet importierte Postmoderne verhalf einigen Bestrebungen der Achtundsechziger zum Durchbruch. Die Architekten entdeckten die Blockrandbebauung wieder, die Parzelle, das menschliche Maß der alten Stadt. Das Historische eigneten sie sich mit Ironie oder Pathos an, je nach Gemüt. Ist das konservativ? Fortschrittlich? Das lässt sich nicht mehr beantworten. ◀

RUG STAR  
by J. Dahlmans



Design Waterlily No. 10, Magenta Copper Yellow,  
hand knotted Persian weave, 70% finest silk







Jacke und Minirock von Courrèges, Tasche von The Row über Mytheresa

# SUBJEKT UND Objekt

Miniröcke, Strickkleider, Op-Art-Muster: Die Mode der sechziger Jahre ist so museal wie aktuell. Deshalb passt sie nicht nur in die Frühjahrskollektionen der Designer, sondern auch zu den Möbeln von damals.

*Fotos Timo Wirsching  
Styling Almut Vogel*



Strickbody von Valentino, Sonnenbrille von Missoni, Tasche mit Regenüberwurf von Balenciaga, Stiefel von Chanel, Strumpfhose von Tabio



Ohringe von Céline





Mantel und Pumps von Balenciaga



Clutch von Michael Kors



Kleid und Strümpfe von Kenzo, Pumps von Proenza Schouler



Tasche von Hermès



Clutch von Bottega Veneta



Kleid von Bottega Veneta, Tasche von Jacquemus, Pumps von Proenza Schouler, Strumpfhose von Galeries Lafayette



Stiefel von Chanel, Strümpfe von Kenzo



Hut, Kleid, Slip und Pumps von Missoni



Pullover von Arthur Arbesser, Tasche von Roger Vivier



Top, Kleid und Booties von Louis Vuitton

# SUBJEKT UND *Objekt*

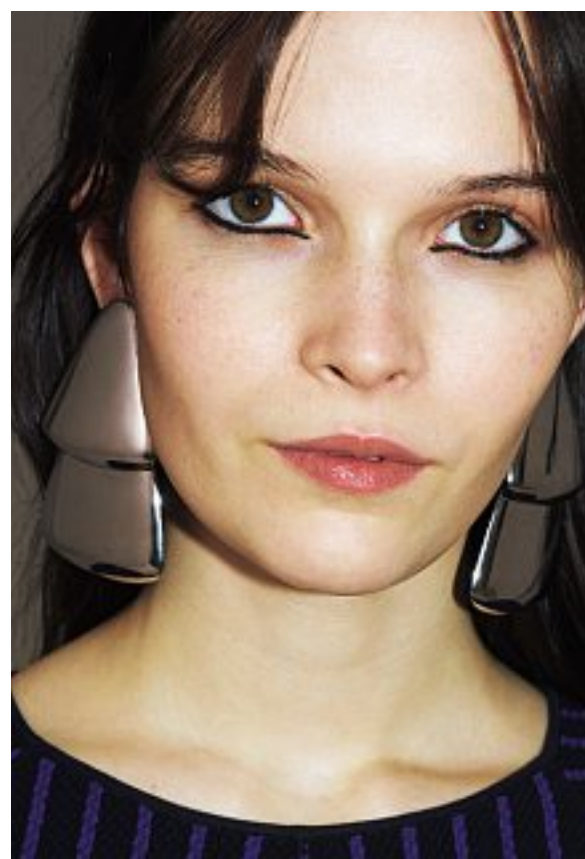




Top von Céline, Hose mit Lederbund von Hermès



Mantel mit Prillblumen von Miu Miu



Ohrhinge von Balenciaga, Top von Hermès

# SUBJEKT UND Objekt

Fotos: Timo Wirsching  
Styling: Almut Vogel  
Model: Runa Neuwirth (AM Models)  
Haare: Kazuko Kitaoka (Agence Saint Germain)  
Make-up: Celine Martin (Agence Saint Germain)  
Set-Design: Valerie Weill (Bird)  
Casting: Dominik Wimmer

Fotografiert am 20. Dezember 2017 in Paris.

# Von Technikern und Denkern des Politischen

Heidegger zweifelte an Autoritäten, Marcuse klagte das beschränkte Denken an, und Habermas erkannte in Nietzsche vor allem den Irrationalismus.

Von Lorenz Jäger



In Deutschland regierte 1968 eine Große Koalition. Es hatte die Stunde der großen Einheit sein sollen, stattdessen sah man auf den Straßen handgreiflich die Zerrissenheit. Martin Heidegger, der in dem provenzalischen Städtchen Le Thor private Seminare auf dem Anwesen des Dichters René Char abhielt, eröffnete am 30. August 1968 die Sitzung mit dem Hinweis auf den Charakter der Seminararbeit: „Es kann dabei keine Autorität geben, denn es wird gemeinsam gearbeitet.“ Möglich, dass die Äußerung als Hinweis für die „antiautoritären“ Studenten gedacht war. Besprochen werden sollte eine Schrift Hegels. Heidegger legte als Lehrer schon immer in einem ganzen Semester nur wenige Zeilen aus. Arbeitete man nur einige Sätze Hegels wirklich durch, dann sei man in der Lage, später ein Buch Hegels lesen zu können. „Dies“, sagt er, „ist das Geheimnis des Seminars.“ Dann geht Heidegger zu einer Aufzeichnung Hegels über: „Ein zerrissener Strumpf ist besser als ein geflickter ...“ und fragt, warum das so ist. Unruhe, Lachen, Unschlüssigkeit – man kennt den Satz anders, gerade umgekehrt. Heidegger beharrt auf seiner Lesart und macht für die andere einen schlechten Schriftsetzer verantwortlich. Aber natürlich gesteht er zu, ja es ist geradezu seine Pointe, dass man es im natürlichen Denken andersherum sehen will. Deshalb holt er nun aus: Der zerrissene Strumpf sei als Strumpf nicht mehr da. Aber paradoxerweise, so Heidegger, sei er vielleicht sogar mehr vorhanden als damals, als er noch heil war und gar nicht eigens beachtet wurde. Der Mangel sei also „im höchsten Grade positiv“, denn die Einheit sei „im Zerrissensein als verlorene Einheit gegenwärtig“. Heidegger irrte, was den Wortlaut anging, die anderen hatten Recht gehabt, aber eben bloß Recht, während er einer Wahrheit auf die Spur gekommen war. Was hätte 1968 für einen Denker sinnvoller sein können, als das Nachdenken über Zerrissenheit?

Die damalige Große Koalition war wirklich groß, Patrick Bahners hat neulich darauf hingewiesen. Es lag nahe, dieses Große für das Einzige und Alleinige zu halten. Heideggers ehemaliger Schüler Herbert Marcuse, lange schon in den Vereinigten Staaten lebend, einst Mitglied des Instituts für Sozialforschung, hatte die Gefahren des großen Einheitsdenkens drastisch beschrieben. Sein Buch „Der Eindimensionale Mensch“ erschien 1967 in Deutschland und wurde ein Hauptferment der Ideenwelt der Protestierenden, wie überhaupt aus dem Kreis der „Kritischen Theorie“ Marcuse der einzige war, der dem Aktionismus großes Verständnis entgegenbrachte. Meine Taschenbuchausgabe trägt den Vermerk „49. bis 59. Tausend“. Marcuse sah die Gefahr eines Einheitsdenkens. Der eindimensionale Mensch war 1967/68 einer, der sich keine Alternativen zum Status quo mehr vorstellen konnte. Und das nicht wegen eines übermäßigen äußeren Zwangs, sondern wegen einer wohlgeöleten und deshalb kaum wahrnehmbaren Maschinerie aus

Regierung und Massenmedien, aus Sachzwängen und süßen Melodien der Beruhigung und des Wirtschaftswachstums: „Das eindimensionale Denken wird von den Technikern der Politik und ihren Lieferanten von Masseninformation systematisch gefördert. Ihr sprachliches Universum ist voller Hypothesen, die sich selbst bestätigen und die, unaufhörlich und monopolistisch wiederholt, zu hypnotischen Definitionen oder Diktaten werden.“ Marcuse sah das politische System und die Sprache der Medienkommunikation gleichsam miteinander verbacken; die Denkbewegung werde „vor Schranken angehalten, die als die Grenzen der Vernunft selbst erscheinen“. Gestellt worden war die Diagnose für die Vereinigten Staaten, für die Bundesrepublik bekam sie besondere Evidenz durch die Große Koalition. Schon die Thematisierung bestimmter Fragen galt oft als unerwünschte Abweichung. So erfährt der eindimensionale Mensch eine „Absperrung des Universums der Rede“. Und wo die offizielle Sprache definiert, „wird die Definition zur ‚Trennung von Gut und Böse‘“. Die Formeln der Machthaber nehmen einen ritualisierten Ton an. So ist es, wenn Große Koalitionen regieren.

Nietzsche war der Gegenpol zum Studenten- und Rebellen-Marxismus. Er war der Denker des Tragischen und der Tragödie, vor allem der Schönheit. Er störte die Störer und musste entsorgt werden. 1968 gab Jürgen Habermas, Freund von Herbert Marcuse und kritischer Leser von Heidegger, eine Nietzsche-Auswahl heraus, die nur diese Aufgabe zu erfüllen hatte. Es handelte sich, und schon darin lag die Absicht, nur um erkenntnistheoretische Schriften. Habermas postulierte im Nachwort, Nietzsche habe den „Stachel des Anstößigen“ verloren: „Er hat aufgehört, uns eine Verlegenheit, eine Irritation zu sein.“ Will sagen: Er ist, an sich und für uns, schon ungefährlich geworden, tot; er weiß es nur noch nicht. Der Hauptvorwurf lautet auf „Irrationalismus“; Nietzsche habe ein „Anderes der Vernunft“ angepeilt.

Noch in der Vorgeschichte von Achtundsechzig war die Tragödie eine Gegenwart. Er liebe sie „totalement, tendrement, tragiquement“, sagt Michel Piccoli zu Brigitte Bardot (Camille) in der ersten Szene des Films „Die Verachtung“ („Le mépris“), den Jean-Luc Godard 1963 herausbrachte: Er liebe sie völlig, zärtlich und tragisch. Am Ende ist sie tot, sie hatte ihn verlassen und stirbt bei einem banalen Autounfall. Der Tod und das Mädchen – die Konstellation ist tragisch, wenn auch nicht nach der Schnur der Tragödientheorie. Die kaum glaubliche Schönheit von Godards Film kommt aus diesem Harten und Tragischen, wie es der mittelmeerische Himmel über Capri nahelegt. Im gleichen Jahr 1963 hatte Andy Warhol seine Serie von Drucken nach Pressefotos von tödlichen Autounfällen produziert, die „Car Crashes“. Merkwürdig nahe gingen uns Kindern die tödlichen Unfälle des Rennfahrers Graf Berge von Trips und der Schauspielerinnen Belinda Lee (beide 1961). Godard hatte die nationalfranzösische Inkarnation der Schönheit für seinen Film gewinnen können: Brigitte Bardot. Das war das Versprechen, mit dem Frankreich in die Revolte-Jahre ging. Und was sah man in Deutschland? Alexander Kluge brachte 1968 seinen zweiten abendfüllenden Film heraus, „Die Artisten in der Zirkuskuppel: ratlos“. Das war nun alles andere als eine Tragödie, man könnte Kluge als einen gutartigen Märchen-erzähler beschreiben. Das Formgesetz der meisten Märchen lautet: Es geht, nach dem moralischen Empfinden des Kindes, gut aus. Kluge konnte nichts Tragisches bilden. Wenn es schief ging, waren missglückte „Lernprozesse“ die Ursache. Der „Neue Deutsche Film“ wurde bald von Ironie, Komik und Albernheit heimgesucht wie von einer Krankheit. Und so sind auch manche von Kluges reizvollsten Arbeiten der vergangenen Jahre die Kurzfilme mit Helge Schneider. Godard hatte die Schönste gewonnen, Brigitte Bardot, bei Kluge war es Hannelore Hoger als Artistin Leni Peickert, später wurde sie die „mitfühlende“ ZDF-Kommissarin Bella Block – eine andere B.B.! Wer in Deutschland Filme tragischer Schönheit machte wie Werner Herzog („Lebenszeichen“, 1968) oder Hans-Jürgen Syberberg 1966 über Romy Schneider – der wanderte aus, wie Herzog, oder bewohnte ein inneres Exil. Und so findet am Ende alles in seine Ordnung. Noch kürzlich bekannte Habermas, Michel Foucaults Schwärmen für Herzog und Syberberg habe er nicht nachvollziehen können: „Ich neige zu Kluge und Schlöndorff.“ Man kann daraus Lehren über Revolutionen überhaupt ziehen. Sind sie siegreich (und die Kulturrevolution von 1968 war es), dann sind sie nicht mehr das, was sie als Bewegungen waren, so will es der Lauf der Dinge. 1968, von Deutschland aus gesehen, bedeutet, dass die Koordinaten für den Durchschnitt des zu Denkenden und zu Fühlenden neu justiert wurden, der Durchschnittscharakter selbst blieb auch am neuen Kostümhaften. Größe und Schönheit durften nicht sein, es blieb die Flucht in Komik und Farce.



# WHO'S WHO?



**A. ROLF ALDAG**  
Er galt als „Dauerbrenner des deutschen Straßenrad-sports“. Welch große Bedeutung der lange Westfale (1,90 Meter!) für sein Team hatte, sieht man im Dokumentarfilm „Höllentour“

von Pepe Danquart über die Tour de France im Jahr 2003. In dem Film spielt Rolf Aldag, der am 25. August 1968 in Beckum geboren wurde, neben dem zwei Jahre jüngeren Berliner Erik Zabel die Hauptrolle. Aldag war besonders erfolgreich auf der Bahn. Er gewann acht Mal die Sechstagerennen in Dortmund, zwei Mal in Berlin. 2006 beendete er seine Karriere, arbeitete als Sportkommentator und Teammanager. Derzeit ist er für das südafrikanische Radsportteam Dimension Data tätig. Und ja, auch Aldag hat gedopt und die Einnahme unerlaubter Substanzen eingestanden, wie auch Erik Zabel.



**B. JUAN AMADOR**  
Vor kurzem erst wurde aus seinem „Wirtshaus“ wieder ein „Restaurant“. Das mag auch daran gelegen haben, dass ein Zwei-Sterne-Koch, der schon drei Sterne hatte und bald wieder haben

könnte, kein Wirtshaus führen kann. Kritiker haben das dem Sohn spanischer Gastarbeiter sogar zum Vorwurf gemacht. Also steht Juan de la Cruz Amador Perez jetzt im Restaurant „Amador“ in Wien am Herd. Auch wenn er am 10. Dezember 1968 im schwäbischen Ort Strümpfelbach geboren wurde – er sieht sich in der Tradition spanischer Molekular- und Experimentalköche wie Ferran Adrià und Juan Mari Arzak. Der Unterschied, schreibt der Restaurantkritiker dieser Zeitung, Jürgen Dollase: Bei Amador schmeckt es oft besser als bei der spanischen Konkurrenz.



**C. PATRICK BACH**  
Erst 13 Jahre alt war Patrick Bach, als er als Silas in ganz Deutschland bekannt wurde. Die Geschichte von dem kleinen Jungen, der an einen Wanderzirkus verkauft wurde und sich durchs

Leben schlagen muss, war 1981 die dritte Weihnachtsserie des ZDF. 1982 bekam Bach für „Silas“ seinen ersten Bambi, einen zweiten 1994 als einer der Hauptdarsteller der Fernsehserie „Nicht von schlechten Eltern“. Doch der am 30. März 1968 in Hamburg geborene Schauspieler steht nicht nur vor der Kamera und auf der Bühne, etwa bei den Karl-May-Festspielen in Bad Segeberg. Bach ist auch Synchronsprecher. Kaum jemand weiß, dass er die deutsche Stimme von Sean Astin als Hobbit Samweis Gamschie in der „Herr-der-Ringe“-Verfilmung von Regisseur Peter Jackson war.



**D. KATARINA BARLEY**  
2015 war sie plötzlich da. Seither hat sie eine steile Karriere gemacht: erst Generalsekretärin der SPD, dann Bundesministerin für Familie, Senioren, Frauen und Jugend. Jetzt leitet sie

zusätzlich noch geschäftsführend das Bundesministerium für Arbeit und Soziales. Doch Katarina Barley, die am 19. November 1968 in Köln geboren wurde, war vorher auch schon überaus erfolgreich, als promovierte Anwältin, danach unter anderem als Richterin am Landgericht Trier. Barley, seit 2013 Mitglied des Bundestags, ist die Tochter eines englischen Journalisten und einer deutschen Ärztin. Sie besitzt auch die britische Staatsbürgerschaft. Ihr Kinderbild zeigt sie im Jahr 1969 mit ihrem Großvater Harold Barley auf dessen Farm in Lincolnshire in Mittelengland.



Sie wurden 1968 geboren und fingen ganz klein an. Wir haben Prominente um Kinderbilder gebeten. Aber welches Foto gehört zu welchem Erwachsenen? Auflösung auf der nächsten Seite.

Von Peter-Philipp Schmitt

1

2

3

4

5

6

7

8

9

10

11

12



**L. BJARNE MÄDEL**  
Seine schönste Rolle derzeit ist „Schotty“, der beim Beseitigen von Blut und Leichenteilen die absurdesten Abenteuer erlebt und bisweilen am Ort des jeweiligen Verbrechens sogar auf

den noch unentdeckten Mörder trifft. Paraderollen hat Bjarne Mädel allerdings viele: Da gibt es den besagten Heiko „Schotty“ Schott in „Der Tatortreiner“, aber auch den leicht dusseligen Polizisten Dietmar Donatus Schäffer, genannt „Bärchen“, aus der Krimiserie „Mord mit Aussicht“. Und dann war da noch der Elektro-Fachverkäufer Rüdiger Bunz in der Fernsehserie „Der kleine Mann“. Großartig! Mädel, der am 12. März 1968 in Hamburg zur Welt kam, gibt gerne den charmanten Verlierer. Und ist doch vom Erfolg verwöhnt. Ganz anders sein Lieblings-Fußballverein: der HSV.



**K. MATTHIAS MATSCHKE**  
Fast wäre er Religionslehrer geworden. Denn die Otto-Falckenberg-Schule in München lehnte den hoffnungsvollen Nachwuchschauspieler ab. Dann klappte es aber doch noch:

Matthias Matschke, geboren am 17. Oktober 1968 in Marburg, wechselte an die Hochschule der Künste in Berlin. Auch wenn er durchaus ernste Rollen beherrscht, scheint er doch auf komische Rollen festgelegt zu sein: Bei der Sketch-Sendung „Ladykracher“ gehörte er ebenso zum festen Ensemble wie bei der satirischen Nachrichtensendung „Heute-Show“ als „Dr. Matthias Matschke“. Noch ununtertreibt er es bei der „Sketch History“. Dort gibt er mal Ludwig van Beethoven, mal Joseph Goebbels und besonders gerne den „dauergeilen Schwenkötter“ John F. Kennedy.



**J. DORIS FITSCHEN**  
Bis 1970 war Frauenfußball in Deutschland verboten. Danach entstanden zahlreiche Vereine für Mädchen und Frauen. Als die neunjährige Doris Fitschen 1978 dem FC Heselorf beitrug,

war allerdings an eine Frauen-Bundesliga noch lange nicht zu denken – die gibt es erst seit 1990, und Doris Fitschen, geboren am 25. Oktober 1968 in Zeven in Niedersachsen, war von Anfang an dabei. 1986 war sie erstmals für die Frauen-Nationalmannschaft angetreten – es folgten 143 weitere Länderspiele. Vier Mal wurde „die weibliche Beckenbauer“ Europameisterin. Zudem gewann sie drei deutsche Meisterschaften und drei Mal den DFB-Pokal. Dem Frauenfußball ist sie auch nach ihrem Karriereende 2001 treu geblieben: Fitschen arbeitet weiterhin für den DFB.



**I. MICHAEL STICH**  
Sein größter Erfolg war der Sieg in Wimbledon. Das Finale 1991 ausgerechnet gegen seinen Dauer-Rivalen Boris Becker ging allein schon deshalb in die Tennisgeschichte ein, weil zwei

Deutsche das Endspiel bestritten. Ein Jahr später gewannen die beiden dann gemeinsam olympisches Gold im Doppel. Stich, der am 18. Oktober 1968 in Pinneberg geboren wurde, war international nicht so erfolgreich wie der ein Jahr ältere Boris Becker. Dafür setzte er sich aber schon während seiner aktiven Zeit als Profi-Tennispieler für HIV-Infizierte, HIV-Betroffene und an Aids erkrankte Kinder ein. 1994, drei Jahre, bevor er seine Karriere beendete, gründete er die nach ihm benannte Stiftung. Für sein Engagement bekam er unter anderem das Bundesverdienstkreuz am Bande.



**F. BARBARA HAHLWEG**  
Sie ist eines der Gesichter der 19-Uhr-„Heute“-Nachrichten. Die Tochter des ehemaligen Erlanger Oberbürgermeisters Dietmar Hahlweg (1972 bis 1996) kam am 29. November

1968 in der mittelfränkischen Großstadt zur Welt. Barbara Hahlweg studierte Kommunikationswissenschaften, Psychologie und Volkswirtschaft an der Universität München, absolvierte ein Volontariat beim ZDF und begann sogleich als Moderatorin verschiedener Sendeformate. 2003 stieg sie zur Ko-Moderatorin von Klaus-Peter Sieglach im „heute-journal“ auf. Seit 2007 ist sie bei den „Heute“-Nachrichten. Zugleich moderierte die Mutter von drei Töchtern auch die einstige Frauensendung „ML Mona Lisa“, die sich unter ihrer Leitung (2011 bis 2017) auch an Männer richtete.



**G. SOPHIE VON KESSEL**  
Ihr Vater, Immo von Kessel, war Diplomat. Für die Tochter bedeutete das, immer wieder umzuziehen: Mexiko, Finnland, Österreich sind nur drei frühe Stationen ihres Lebens. Geboren wurde

sie am 12. Oktober 1968 in Mexiko-Stadt. Ihre Mutter Anna von Schwerin entstammt ebenfalls einem alten Adelsgeschlecht. Sophie von Kessel studierte am Max-Reinhardt-Seminar in Wien und ging danach zu Dieter Dorn an die Münchner Kammerspiele. Bald wurde sie fürs Fernsehen entdeckt. Unter anderem in der ARD-Serie „Schloss Hohenstein – Irrwege zum Glück“ spielte sie die Hauptrolle. Später stand sie mit Charlton Heston („Camino de Santiago“) und Alain Delon („Frank Riva“) vor der Kamera. Seit 2011 ist sie Mitglied im Ensemble des Residenztheaters München.



**H. MORITZ KNIGGE**  
„Der Knigge zu sein ist herrlich. Ich werde so höflich behandelt, wie es sich die meisten wünschen.“ Es gibt Familiennamen, denen kann man nicht entkommen. Duden zum Beispiel oder

eben auch Knigge. Moritz Freiherr Knigge ist ein Nachfahre des Aufklärers Freiherr Adolph Knigge (1752 bis 1796), der sich in seinem Hauptwerk „Über den Umgang mit Menschen“ mit „guten Umgangsformen“ beschäftigte. Das hat sich auch Moritz Freiherr Knigge, der am 7. Oktober 1968 in Hannover zur Welt kam und wie sein Urahn auf dem Rittergut Bredenbeck aufwuchs, zur Aufgabe gemacht. Er schreibt Bücher („Mensch bleiben – Wie wir besser miteinander klarkommen“), gibt Seminare und steht auf der Bühne – etwa mit dem Comedy-Programm „Who the fuck is Knigge“.





# WHO'S WHO?



**M. INGRID KLIMKE**  
 Sie ist mit Pferden aufgewachsen. Das blieb nicht aus, denn ihr Vater ist Rainer Klimke, bis heute der erfolgreichste Dressurreiter der Welt. Seine Tochter Ingrid, die am 1. April 1968 in Münster zur Welt kam, hat auch eine klassische Dressurausbildung genossen, startet aber vor allem als Vielseitigkeitsreiterin. Zudem hat die gelernte Pferdewirtschaftsmeisterin einen eigenen Turnierstall mit zehn Pferden. Junge Pferde bildet sie bis zur Championatsreife aus. Zwei Mal schon gewann sie Gold bei Olympischen Spielen mit der Mannschaft, mit ihrem Pferd Hale Bob wurde sie im vergangenen Jahr auch erstmals im Einzel Europameisterin. Einen Titel zumindest hat sie ihrem Vater voraus: Seit 2012 ist sie Reitmeisterin, als zweite Frau unter mehr als 30 Männern.



**O. FRANK SCHÄFFLER**  
 2010 war sein Jahr: Aus dem weitgehend unbekanntem FDP-Bundestagsabgeordneten Frank Schäffler wurde einer der Hauptkritiker des „Euro-Rettungsschirms“ der Regierung Merkel. Dabei stellte er sich auch gegen seine Parteifreunde, schließlich führte die Kanzlerin eine schwarz-gelbe Regierung an. „Nicht mit unserem Geld!“ hieß sein zur Schuldenkrise Griechenlands passendes Buch. Als es 2014 erschien, war Schäffler, geboren am 22. Dezember 1968 in Schwäbisch Gmünd, schon nicht mehr im Bundestag, weil die FDP an der Fünf-Prozent-Hürde gescheitert war. Seit dem Herbst sitzt der Diplom-Betriebswirt, der sich als „konsequent liberal“ bezeichnet, wieder für seine Partei im Deutschen Bundestag. Und wieder ist er Mitglied im Finanzausschuss.



**Q. AXEL SCHULZ**  
 In den Neunzigern gab es in Deutschland einen Box-Boom. Henry Maske und Axel Schulz, die beide aus der DDR stammten, hatten dafür gesorgt. Schulz war das Schwergewicht, er trat unter anderem gegen George Foreman, Francois Botha und Michael Moorer an; aber den Weltmeistertitel konnte er nicht erkämpfen. Auch Europameister wurde er nie, zuletzt scheiterte er 1999 gegen Wladimir Klitschko. Trotzdem blieb der am 9. November 1968 in Bad Saarow-Pieskow im Kreis Fürstenwalde geborene Mann mit dem zerknauschten Gesicht überaus beliebt. So beliebt, dass er 2012 doch noch „Weltmeister“ wurde: Botha, der nach dem Kampf 1995 der Einnahme unerlaubter Mittel überführt worden war, schenkte Schulz seinen WM-Gürtel.



**N. VERONA POOTH**  
 Das Schimpfwort Luder, das damals in Mode war, hat sie gut verkraftet; 2001 gehörte das Wort „Luderliga“ sogar zu den „Wörtern des Jahres“. Verona Feldbusch begann ihre Karriere als Model, war Miss Hamburg und Miss Intercontinental World, moderierte zeitweise ihre eigene Fernsehshow („Peep!“) und Late-Night-Comedytalkshow („Veronas Welt“), drehte mehrere Filme („Heirate mich“) und wurde besonders als sprachverdrehende Werbe-Ikone („Da werden Sie geholfen!“) berühmt. Inzwischen ist es ruhiger um die Mutter zweier Söhne geworden, die – seit ihrer Heirat mit Franjo Pooth – Verona Pooth heißt. Auch wenn sie in Hamburg aufgewachsen ist: Geboren wurde sie vor fast 50 Jahren in der Heimat ihrer Mutter, am 30. April 1968 in La Paz in Bolivien.

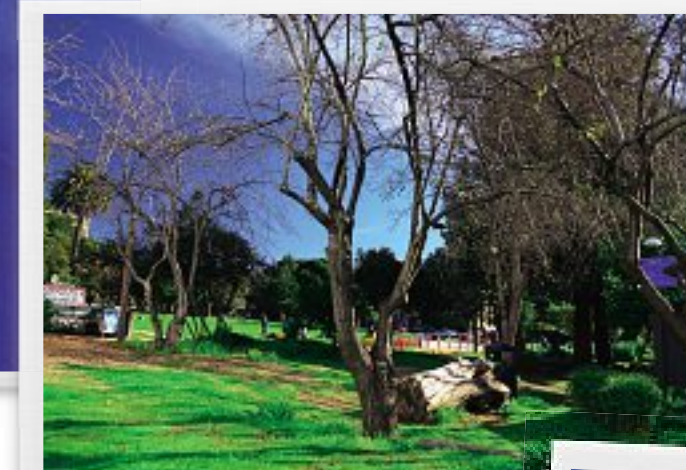


**P. THOMAS D.**  
 Er ist der gute Mensch vom Bauernhof, der „Kuh-KZs“ geißelt und sich für die Tierrechtsorganisation Peta einsetzt. Der jungen Generation ist der überzeugte Veganer wohl eher als Erklärónkel im Fernsehen bekannt, moderiert er doch in der ARD die Sendung „Wissen vor acht – Natur“, in der es um unsere Umwelt, Pflanzen und Tiere geht. Zugleich war Thomas D., der am 30. Dezember 1968 in Ditzingen bei Stuttgart als Thomas Dürr zur Welt kam, einer der ersten Hip-Hopper Deutschlands. Vor fast 30 Jahren war er Mitgründer der Fantastischen Vier. Mit der Band ist der gelernte Friseur noch immer erfolgreich. Das nächste Album, insgesamt das zehnte Studioalbum, steht kurz vor der Veröffentlichung: „Captain Fantastic“ soll Ende April erscheinen.



**R. JÜRGEN VOGEL**  
 Er ist schon Opa. Überhaupt ist Jürgen Vogel, Patchwork-Vater von fünf Kindern, ein Familienmensch. Und er ist einer der vielseitigsten, am besten beschäftigten und am häufigsten ausgezeichneten Schauspieler Deutschlands. Sein Markenzeichen sind seine Zähne – beziehungsweise die paar Zähne, die ihm fehlen. Geboren wurde er am 29. April 1968 in Hamburg, zum Film kam er durch den Film „Taxi Driver“ – und über den Schauspieler Richy Müller, mit dem er zwei Jahre lang in einer Wohngemeinschaft in Berlin lebte. Seine erste Rolle spielte er 1985 in der Fernseh-Jugendserie „Bas-Boris Bode – Der Junge, den es zweimal gab“. Vor der Kamera stand er schon viel früher, wie man an seinem Kinderbild sieht: Es stammt aus dem Otto-Katalog.

Berkelium, das fünfte transuranische Element mit der Atomzahl 97, wurde im Dezember 1949 in einem Teilchenbeschleuniger in Berkeley entdeckt und nach der Stadt benannt. Seitdem wurden von dem in der Natur nicht vorkommenden Element („Bk“) nur wenige Gramm hergestellt. Praktischen Nutzen hat es nicht – außer für T-Shirts, mit denen die Universität für sich wirbt.



Kaum ein Ort in Berkeley ist so mit dem Free Speech Movement und der Protestbewegung verbunden wie der People's Park. 1969 gab es hier gewaltsame Auseinandersetzungen zwischen Studenten und Nationalgarde, bei denen ein Student ums Leben kam. Heute ist der Park etwas heruntergekommen.

# Grüße aus



Berkeley war das amerikanische Zentrum des Protests. Jetzt ist es eine schöne Uni-Stadt mit Ausblick.

Von Horst Rademacher



Dies ist kein hässlicher Bunker. Die Lawrence Hall of Science, vor 50 Jahren gegründet, ist eine der ältesten Einrichtungen der Welt, in der Kinder und Erwachsene Konzepte der Naturwissenschaften spielerisch lernen können. Und der Ausblick von dort auf San Francisco und seine Bucht ist spektakulär, besonders am Abend.



Vorsicht, Erdbeben! Die gefährlichste geologische Verwerfung Nordkaliforniens verläuft durch Berkeley. Im Ostteil der Stadt kann man direkt beobachten, wie sich zwei Platten der Erdkruste gegeneinander verschieben. Im Stadion auf dem Gelände der Universität hat diese Bewegung eine Außenwand gespalten.



In der Hügelkette oberhalb der Stadt lässt sich hervorragend wandern – mit wunderbaren Ausblicken auf die Bucht und die Golden Gate Bridge. Das Poison Oak (Toxicodendron diversilobum) ist hier allerdings allgegenwärtig. Die im Sommer saftig grüne Pflanze ruft schon bei der kleinsten Berührung heftige allergische Reaktionen hervor.

Hier ist es zwecklos, darauf zu warten, dass ein Parkplatz frei wird. Kaum eine andere Universität hat so viele Nobelpreise bekommen wie Berkeley – insgesamt sind es 22. Und wer hier zu Nobelehren kommt, erhält einen unentgeltlichen, reservierten Parkplatz auf dem Campus.





# DIE ARCHE NIKEL

Die Satirezeitschrift „pardon“ brachte Witz in die Politik der Sechziger. Heute bewegt ihren Gründer Johannes Nickel eine andere Leidenschaft: die Kunst.

Von Andreas Platthaus, Fotos Wolfgang Eilmes

Die Achtundsechziger-Bewegung hatte selbst zwar wenig Humor, aber sie hatte „pardon“. Das monatlich in Frankfurt erscheinende Satiremagazin war 1962 gegründet worden, erreichte aber seine größte Verbreitung Ende der sechziger Jahre mit 320.000 Exemplaren einer einzelnen Ausgabe. Hier fanden die politisierten Studenten die Subversion, von der sie träumten: in der von Robert Gernhardt, F. K. Waechter und F. W. Bernstein erdachten Nonsensbeilage „Welt im Spiegel“, deren Titel gleich zwei etablierte Presseorgane der Bundesrepublik verspottete, in den gesellschaftspolitischen Bildergeschichten von Chlodwig Poth und den Cartoons, Foto- und Comic-Strips von Hans Traxler.

In „pardon“ formierte sich damals die Neue Frankfurter Schule, und wie es sich für eine unordentliche Bildungsanstalt gehörte, rieb sich die gesamte Pennälerschar an den Autoritäten, besonders an den eigenen im Redaktionsbüro am Bornwiesenweg. Dort gab es vor allem eine Autorität namens Hans A. Nickel, den Gründer und Herausgeber. Ohne ihn aber hätte es die Zeitschrift nicht gegeben.

„pardon“ wurde 1982 eingestellt – ihn gibt es heute noch. Mittlerweile wohnt er in Bad Homburg, nicht weit von Frankfurt entfernt. Johannes Nickel, wie er sich nun wieder mit seinem Geburtsnamen nennt, ist fast 88 Jahre alt, aber quicklebendig. Sein Haus, ein gewaltiges Anwesen, auch wenn man es dem Bungalow von außen nicht ansieht, liegt am Stadtrand: Der Blick über die freien Felder zum Taunus im Winterlicht ist herrlich, der Garten mit eigenem Teich ebenso.

Aber wozu aus den Fenstern schauen? Es gibt in den Zimmern genug zu sehen. Nicht das, was man vermuten könnte, also keine Reminiszenzen an die glorreiche „pardon“-Vergangenheit, die mit den genannten Künstlern ja längst nicht erschöpft ist. Später, nach 1968, sollten Eckhard Henschel, Pit Knorr und Bernd Eilert

dazu stoßen und somit das berühmte Oktett der Neuen Frankfurter Schule komplett machen. Aber in „pardon“ zeichneten im Laufe der zwanzigjährigen Existenz des Heftes auch Loriot, Kurt Halbritter, Gerhard Seyfried, Janosch, Brösel, Horst Haitzinger, Bernd Pfarr und Volker Reiche. Es schrieben Martin Walser, Alice Schwarzer, Hans Magnus Enzensberger, Günter Wallraff, Gerhard Zwerenz, Peter Härtling, Bazon Brock, Erich Kästner, Hannes Wader, Elke Heidenreich, Henryk M. Broder und Wilhelm Genazino. „Nickel – er hatte sie alle“, hat Oliver Maria Schmitt in seinem Standardwerk „Die schärfsten Kritiker der Elche“ zur Geschichte der Neuen Frankfurter Schule bündig formuliert, „und er hatte sie alle selbst geholt.“ Nichts ist von diesen Größen im Hause Nickel zu sehen. Stattdessen Plastiken und Bilder, von denen sich sagen lässt: Er hat sie fast alle selbst gemacht.

Bis auf den letzten Quadratzentimeter sind an Wänden, auf Sockeln und Tischen und in Regalen Werke des Hausherrn und seiner Frau Edith zu finden. In der ersten

Phase ihrer Liebe begleitete Nickel seine spätere Gattin, eine damals künstlerisch viel aktivere Frau, 1988 bei einem Kuraufenthalt. Dort wurden Kunstkurse angeboten, und der Mann, der zwar etlichen der wichtigsten deutschen Cartoonisten den Start in ihre Karrieren ermöglicht hatte, aber selbst noch nie etwas gezeichnet hatte, nahm daran teil. Im Treppenhaus des Bad Homburger Eigenheims hängt das erste Blatt, das Nickel damals gestaltete, datiert auf den Spätsommer 1988, gefüllt mit „Zwitscherfischen“, wie seine Frau die Figuren spontan genannt hatte: bunte Standardwerk „Die schärfsten Kritiker der Elche“ zur Geschichte der Neuen Frankfurter Schule bündig formuliert, „und er hatte sie alle selbst geholt.“ Nichts ist von diesen Größen im Hause Nickel zu sehen. Stattdessen Plastiken und Bilder, von denen sich sagen lässt: Er hat sie fast alle selbst gemacht.

Was im Haus sofort ins Auge fällt, sind zahlreiche Bronzefiguren, alle von Nickel selbst geformt und seit fast 30 Jahren in derselben Mainzer Gießerei hergestellt. Es sind Arbeiten, die nichts Satirisches, aber

eine Botschaft haben. Da ist etwa gleich im Flur der „Engelschild“: ein Kopf, der sich hinter zwei Händen verbirgt, doch auf den Handtellern finden sich selbst Augen, und auch auf der Stirn ist eines, dazu viele weitere auf zwei Flügeln, die sich hinter dem Kopf zum Kreis schließen. Es sind Pfauen-, aber auch Argusaugen, der Versuch des Kopfes, sich selbst die Sicht zu nehmen, ist also aussichtslos. Oder ein Stockwerk tiefer am Ende eines Flurs „Unser Bruder“, eine mehr als zwei Meter hohe Kreuzigungsdarstellung mit einem Gekreuzigten, dessen Bronzekopf aus einem menschlichen und einem tierischen Gesicht zusammengesetzt ist: Mahnung an den täglichen Massenmord an Tieren in den Schlachthöfen. Davor steht eine kleine Bronze-Pietà mit einem klagenden Fisch, der ein Grätengerippe im Schoß hält: Verweis auf die Verschmutzung der Meere. Nickel schafft oft Werke, die mit vertrauten Symbolen des Himmlischen den ausgeblendet Jammern des Irdischen kommentieren – eine kreatürliche Kunst.

Andere plastische Werke sprühen vor Lebensfreude, sind rückhaltlos bewegt und farbenfroh wie der Umriss der Insel Sylt, in dem Nickel eine muntere Tänzerin entdeckt und modelliert hat, seine Sylt. Als Maler entfaltet er auf den meist himmelblauen Hintergründen seiner Leinwände kunterbunte Tanz- und Freundeschaftsszenen oder ins Glückliche gewendete Mythen: Ikarus fliegt. Es gibt zwei Gesichter des Johannes Nickel: den, der am Leben verzweifelt, und den, der das Leben feiert. Kein Wunder, dass seine erste Großplastik, die Bronze „Great Spirit“, einen Januskopf zeigte: vorne einen selbstbewussten Herrscher der Welt, auf dem Hinterkopf eine Dämonenfratze.

Im Atelier, einem von Nickel umgebauten ehemaligen Hundelauf mit zwei Zwingern, auf der Rückseite des Hauses zum Garten hin in den Hang graben, aber zum Himmel hin nun durch ein Glasdach geöffnet und lichtdurchflutet, steht noch der Gips für „Great Spirit“, neben



Im Atelier: Hier arbeitet Johannes Nickel seit fast 30 Jahren.



unzähligen kleinen Bronzen und Entwurfszeichnungen. Hier arbeitet Nikel seit fast 30 Jahren ununterbrochen, seit er mit fast 60 für sich die Kunst entdeckte, auch für ihn unerwartet. „Da merkten meine Hände: Da war doch noch etwas.“

Wie war das möglich, bei einem Mann, der von seinen früheren Mitarbeitern oft als unkünstlerisch geschmäht wurde? Den sie in ihren Erinnerungen als einen Mann beschrieben, dessen einzige eigene Arbeiten auf Papier in den Zensurhaken bestanden haben sollen, mit denen er Texte und Bilder der anderen zum Druck in „Pardon“ freigab – oder auch nicht? Johannes Nikel schwankt zwischen Lachen und Weinen, wenn er über solche Charakterisierungen spricht; die Verletzungen dadurch sind tief geblieben.

Um ihn zu verstehen, muss man wissen, woher er kommt. Nikel ist 1949 als Flüchtling nach Frankfurt gelangt; geboren wurde er 1930 im oberschlesischen Bielitz, das bis zum Ende des Ersten Weltkriegs zum Habsburgerreich gehört hatte und danach polnisch geworden war. Seine Familie war deutschstämmig, nach 1945 wurde sie vertrieben. Vorher hatte er als Halbwüchsiger den Krieg unmittelbar erlebt. Mit seinen Mitschülern wurde er zum Ausheben eines Ostwalls gegen die näherrückende Rote Armee eingesetzt, und er hatte das zweifelhafte Privileg, für einen besonderen Dienst ausgesucht zu werden: Mit ein paar nicht viel älteren Soldaten des letzten deutschen Aufgebots wurde der Vierzehnjährige in polnisches Partisanengebiet gebracht, um dort vorgeschobene Wache zu schieben. Er erinnert sich an Nächte, in denen man nahe Schüsse hörte, wenn Partisanen die Deutschen angriffen. „Ich war in größter Gefahr, aber die Dunkelheit und der Mond über mir haben mich beruhigt. Ich war wie in einer anderen Welt. Da habe ich gemerkt, dass es noch etwas anderes gibt, als geduckt durch die Gegend zu gehen.“ Diese Erkenntnis nahm er mit in die Nachkriegszeit. Sie prägte sein ganzes späteres Leben.

Wobei Nikel auch zuvor eher aufgemuckt als sich geduckt hatte. An der Schule war er mit 13 Jahren Mitherausgeber einer kritischen Schülerzeitung, die vom Direktor verboten wurde, weil darin das unerwünschte französische Wort „Redakteur“ statt des vorgeschriebenen deutschen Begriffs „Schriftleiter“ gebraucht wurde. Nikel und seine Mitstreiter verschickten die nächste Ausgabe einfach per Post an die Leser, um der Kontrolle auf dem Schulhof zu entgehen. Im selben Jahr 1943 verdiente der Knabe sein erstes Geld als Journalist, als er für das Ortsblatt von Bielitz schrieb und damit die durch Kriegsverpflichtungen entstandenen redaktionellen Lücken schließen half.

Kein Wunder, dass Nikel auch nach der Flucht aus Oberschlesien in den Westen als Journalist begann. Mit 19 Jahren, damals nicht einmal volljährig, wurde er Feuilletonredakteur in der „Frankfurter Rundschau“. Sein wahres Alter hatte er verschwiegen, er galt als 22. Dort kam er zum ersten Mal in Berührung mit Cartoons: Er entdeckte Kurt Halbritter als Zeichner fürs Feuilleton. Nebenher studierte Nikel, pikanterweise bei den Großmeistern der alten, der eigentlichen Frankfurter Schule, bei Horkheimer und Adorno. „Morgens ging es ins Seminar, die Zeitungsbearbeitung spielte sich nachts ab.“

Bei Horkheimer habe er erstmals das Gefühl gehabt, etwas vermittelt zu bekommen, was seinem eigenen Grundantrieb nach dem Krieg entsprach: „Ich wollte die

# DIE ARCHE NIKEL

Welt verändern.“ Und Horkheimer habe ihn darin bestärkt, als er mit ironischem Unterton zu seinem jungen Studenten sagte: „Ihre Arbeiten sind wunderbar, aber die Welt müssen Sie selbst verändern. Kommen Sie danach wieder.“ Nikel tat, wie ihm geheißen, aber zur Universität kehrte er erst mehr als 30 Jahre später zurück, als Horkheimer längst tot war.

Nach zwei Jahren Redakteurstätigkeit kündigte Nikel bei der „Rundschau“ – aus Ärger darüber, dass man Halbritter aus politischen Gründen nicht weiterbeschäftigen wollte. Nikel machte sich mit einem früheren Kollegen, dem Wirtschaftsjournalisten Erich Bärmeier, selbstständig. 1951 gründeten sie die Deutsche Verbrauchervereinigung, die alle zwei Wochen ein Blatt namens „Preisbeobachter“ herausgab, um zu überprüfen, ob in der jungen Marktwirtschaft die beschworenen Mechanismen von Angebot und Nachfrage tatsächlich funktionierten. Über die regionale Verbreitung kam das Heft nicht hinaus. Deshalb riefen die beiden Initiatoren 1954 ihr zweites gemeinsames Unternehmen ins Leben: einen Verlag, den sie nach sich selbst benannten – Bärmeier & Nikel, kurz B & N. Hier sollte acht Jahre später „Pardon“ erscheinen, mit der eine neue Ära der Satire in Deutschland anbrach.

Doch zunächst setzte man aufs Altbewährte und publizierte eine Reihe namens „Schmunzelbücher“, für die neben Halbritter auch die noch unbekannteren Poth und Traxler zeichneten. Nikel betrieb überdies einen Karikaturenendienst für Zeitschriften, in dem er die Künstler beschäftigte; um den Abnehmern einen größeren Mitarbeiterstamm vorzugaukeln, ließ er seine Zeichner in unterschiedlichen Stilen und unter verschiedenen Namen arbeiten.

Gleichzeitig engagierte er sich angesichts der deutschen Wiederbewaffnung für Kriegsdienstverweigerer; jeden Dienstag bot er ihnen mit einem Rechtsanwalt in einem Café an der Frankfurter Zeil eine Beratungsstunde an. Immer wieder führte er unerlaubte Demonstrationen in der Innenstadt durch, die gegenüber der Polizei als „Heimkehr von der Arbeit im Verlag“ gerechtfertigt wurden, weshalb die Route

vom Büro zu seiner Wohnung führte. Wenn Bärmeier und er im verlagseigenen Lloyd, einem der berühmten „Leukoplast-Bomber“, unterwegs waren, brachten sie daran Transparente an. Nikel betrieb außerparlamentarische Opposition, bevor dieser Begriff erfunden war.

Dann kamen die sechziger Jahre und mit ihnen „Pardon“ – und dank des gesellschaftlichen Aufbruchs 1968 der große ökonomische Erfolg für die Zeitschrift. Nikel zahlte aber auch schon vorher besser, als es in der deutschen Presse üblich war. „In der F.A.Z. bekam ein Martin Walsler oder ein Hans Magnus Enzensberger damals eine Mark pro Zeile. Bei ‚Pardon‘ gab es 1,50 bis 1,70 Mark, und zwar nicht nur für Stars – das waren diese Leute damals ja noch gar nicht.“ So gewann er immer wieder gute Gastautoren, noch Mitte der siebziger Jahre, als Nikel für sich die Transzendente Meditation entdeckte und deren segensreiche Wirkungen bierernst ins Satireblatt brachte – nach langen Jahren der bloßen Herausgeberschaft auch mit Artikeln aus eigener Feder.

Dass er bis dahin so gut wie nichts für „Pardon“ geschrieben hatte, erklärt er mit der Notwendigkeit, den Laden zusammenzuhalten. „All die heute so berühmten Namen bei ‚Pardon‘ hatten wenig Lust, außer Schreiben und Zeichnen auch redaktionelle Arbeit zu erledigen. Wenn wir mittwochs im Café zur wöchentlichen Heftvorbereitung zusammensaßen, hatten alle die wildesten Ideen, aber wie sie in ein Heft umzusetzen waren, interessierte keinen. Das blieb an mir hängen.“ So war Nikel von Beginn an derjenige, der koordinierte und kontrollierte und deshalb gehasst wurde. Und der schließlich allein die Verantwortung für „Pardon“ trug, als er sich 1971 von Ko-Verleger Bärmeier trennte. Der gemeinsame Verlagsname ist Legende geblieben – so sehr, dass Nikel seitdem immer wieder bei B & N publiziert hat, was allerdings mittlerweile für seinen eigenen, neu ins Leben gerufenen Verlag Bücher und Nachrichten steht. Von den Tricks des Gewerbes versteht er alles.

Weil das schon immer so war, fühlten sich viele seiner Mitarbeiter ausgetrickst, vor allem nachdem die Altgedienten – Poth, Traxler, Waechter, Bernstein, Gernhardt, dazu Henschel, Knorr und Eilert – „Pardon“ Lebewohl gesagt und 1979 eine neue Satirezeitschrift namens „Titanic“ ins Leben gerufen hatten. Sie war eine so heftige Konkurrenz, dass Nikel schon 1980 bei „Pardon“ als Herausgeber ausschied und die Geschicke des Blattes für dessen letzte zwei Lebensjahre in andere Hände legte.

Von den damals dort noch tätigen Autoren hört man bis heute meist nur das Schlechteste über Nikel.

Nach „Pardon“ wendete sich Nikel der akademischen Philosophie zu und wurde über den Mystiker Meister Eckhart promoviert. 1989 verschlug es ihn mit seiner Frau nach Bad Homburg. In dem Haus am Stadtrand fanden beide den geeigneten Rahmen für ihre künstlerischen Betätigungen. Im Keller hat Edith Nikel ihr eigenes Marionettentheater „Zaubervogel“ eingerichtet, rund 20 Plätze für große und kleine Zuschauer, in dem die Prinzipalinnen fast jedes Wochenende öffentliche Vorstellungen gibt – alles Soloinszenierungen nach eigenen Stücken, meist lange im Voraus ausverkauft. Im Zuschauerraum sitzt man zwischen Plastiken ihres Mannes, die das Theater wie jeden Raum des Hauses erobert haben. Das passt, denn das Zusammenwirken der beiden Künstler prägt ihr jeweiliges Schaffen, auch wenn es getrennt erfolgt. Nur die Baumwurzeln, die Edith Nikel für sich als pittoreskes Material entdeckt hat, das sie neu arrangiert und bemalt, suchen beide gemeinsam im Wald; im Garten steht ein kleines Gebäude, das als Wurzelmuseum dient. An einer Wand im Treppenhaus hängen die Bilder von Johannes Nikel, an der anderen die seiner Frau. In Flur und Vestibül sind beider Arbeiten bunt gemischt, im Wohnzimmer ist fast nur Johannes Nikel vertreten.

Eine Wunderkammer ist dieser Bungalow, in dessen Souterrain Nikels Archiv lagert: die Korrespondenz der „Pardon“-Redaktion, sämtliche Publikationen des Verlags und ein Planschrank voller Originalzeichnungen, darunter etliches von Loriot, den Nikel als Zeichner besonders schätzte. Auch spätere Entdeckungen wie die Blätter von Friedrich Schröder Sonnenstern, einem Art-brut-Künstler, von dem Nikel seit den siebziger Jahren viel kaufte, oder haitische Malerei, die er auf einer Reise 1972 für sich entdeckte. Hier sind in Phantastik, Farbenfreude und unbeschwertem Umgang mit Symbolik die Quellen für die spätere künstlerische Arbeit zu finden.

Auch das größte Haus ist irgendwann voll. Hier ist es so weit. Trotzdem arbeiten beide Nikels unermüdlich weiter. Deshalb und weil er sichergehen möchte, dass die riesige Sammlung der eigenen Werke nicht irgendwann zerstreut wird, wünscht sich Johannes Nikel einen Ausstellungsraum, idealerweise in Bad Homburg. Ein Konzept dafür hat er, sogar anschaulich gemacht als kleines Bilderbuch. „Die Phantasie-Arche“ lautet der Titel. Darin könnten nicht nur Nikels eigene Werke, sondern auch Arbeiten thematisch verwandter Künstler Platz finden. Keine Satire, damit hat der „Pardon“-Erfinder abgeschlossen, und dafür gibt es ja schon Museen, obwohl er selbst einen attraktiven Bestand bereitstellen könnte. Ihm geht es um eine poetisch-phantastische Kunst, die ihren Ausgang von Chagall nahm mit Nikel selbst noch lange nicht enden soll. Das Geld für die Miete würde er selbst aufbringen, die Betriebskosten der „Phantasie-Arche“ müsste eine Institution übernehmen. Daran ist bislang in Bad Homburg alles gescheitert. Wenn Nikel darüber erzählt, kehrt wieder die Traurigkeit zurück.

Aber nur kurz, dann ist seine typische Begeisterung wieder da. Dieser Mann von Ende 80, der schon der Achtundsechziger-Bewegung voraus war, ist deshalb auch kein Altachtundsechziger, kein Etablierter oder Resignierter. Wenn überhaupt, müsste man ihn ob seiner Energie einen Jungachtundsechziger nennen. ◀

# Bühne und Straße blieben sich fremd

Die Macht der Intendanten, autoritären Großregisseure und Diven wurde damals gebrochen. Doch es war keine Revolution, nur ein Generationenwechsel.

Von Martin Halter

Peter Stein hat im Geschäftsjahr 1968/69 im Zürcher Schauspielhaus Stücke inszeniert, an die sich alte Schweizer noch heute als befreiende Skandale erinnern. Eigentlich war es nur eines, „Early Morning“, das bei der Premiere Unruhe hervorrief und dann ein Dauerbrenner wurde. Aber das macht nichts. Stein ist in Zürich eine Legende, und der Pfauen ist voll, wenn er wieder mal kommt, um die Schweizer als „Geldsäcke“ und Kriegsgewinnler zu beleidigen. Diesmal ist er nicht als Regisseur, sondern als Zeitzeuge geladen. Sein Gesprächspartner Stefan Zweifel hat im Stadtarchiv alte Tondokumente von Bruno Ganz, kistenweise wütende Leserbriefe, handschriftliche Regieanweisungen („Die Sätze nicht fallen lassen“) und sogar die Beobachtungsprotokolle der Geheimpolizei ausgegraben. Zweifel zitiert Proust, Derrida und Artaud, um den Gast zum Reden zu bringen. Aber erstens findet Stein Derrida zu hoch und Artaud „völligen Blödsinn“. Zweitens sollen Sätze nicht fallen, sondern „prall und voll wie eine Wurst sein“. Und drittens muss man Stein nicht zum Reden tragen: „Ich inszeniere mich nicht, ich schwätze nur.“

Er lässt an diesem Abend in Zürich keinen Zweifel daran, dass er lieber nur Kortner-Anekdoten erzählen, über den Chor in der griechischen Tragödie oder das Geheimnis der Mysterienspiele fachsimpeln würde, als alte Kamellen von anno 1968 aufzuwärmen. Bei den dionysischen Mysterien, dozieren Stein, wird die Leere im Innern durch einen Schutzwall aus Schweigen, Raunen und Ritualen gesichert, und genau das tut er auch selbst.

Peter Stein geht keinen Groll mehr, dass er und seine Schauspieler – Bruno Ganz, Jutta Lampe, Edith Clever – damals den altherwürdigen Pfauen bald wieder verlassen mussten. Ivan Nagel kolportierte später, die Damen der Zürcher Gesellschaft hätten die Trillerpfeifen aus ihren Handtaschen geholt, um ihr Land vor deutschen Import-Revolluzern zu retten, aber das ist Folklore. Stein selbst gibt heute zu, dass er mit seiner „grobten, unleidlichen“ Art das Bürgertum vor den Kopf stieß und, schlimmer, das Ensemble in zugereiste Jungtürken und die alteingesessene Willy-Birgel-Fraktion spaltete. Dass damals Tausende Demonstrationen, darunter Frisch und Dürrenmatt, seinetwegen auf die Straße gingen, hat er genossen. Zürich war ein schönes Intermezzo, Vorschule und Sprungbrett für Berlin, wo er an der Schaubühne seine besten Jahre erlebte.

An den Münchner Kammerspielen, in der harten Schule Fritz Kortners, hatte Stein gelernt, Klassiker kritisch, aber stets respektvoll und konzentriert zu lesen. Mit Edward Bonds „Gerette“ gelang ihm 1967 der Durchbruch, und als Intendant August Everding ihn nach einer Spenden-sammlung für den Vietcong feuerte, war das der Ritter-

schlag. In Bremen, damals unter Kurt Hübner eine Kadenschmiede linker Bewusstseinerweiterung, arbeitete er weiter an seinem großen Anliegen: Schauspieler so sprechen zu lassen, dass das Gesagte wie gerade erfunden und erlebt klingt. Sein „Torquato Tasso“ wurde zur Legende. Stein wollte den „Zuckerguss der hohen Kunst“ wegfeigen, der das Elend verklärte. Die anderen Regisseure wollten Goethe oder Marx verschieden interpretieren, Stein wollte mit Theater die Welt verändern.

Im Manifest der Schaubühne hieß es damals, man wolle mit Mao „dem Volke dienen“ – „als bürgerliche Schauspieler versuchen, unseren bürgerlichen Individualismus durch kollektive Arbeit am Theater zu überwinden, um sozial wirksam zu werden“. Das war klassisches Emanzipationsgefasel, aber die Schaubühne hat tatsächlich das deutsche Stadt- und Staatstheaterwesen revolutioniert, im Kollektiv mit Einheitslohn. „Wir haben alle zusammen gemacht“, erinnert sich Stein. Selbst Fragen von Inszenierung, Bühnenbild und Besetzung wurden demokratisch entschieden, theoretisch jedenfalls. Der Regie-Tyrann Claus Peymann verließ die Schaubühne bald, der „autoritäre Demokrat“ Stein lenkte ihre Geschicke nach der Devise: Lass sie diskutieren, wenn alle müde sind, entscheide doch ich.

Als die Schaubühne seiner müde wurde, warf er sich auf andere Großprojekte. Der *rolling stone* rollte weiter, um kein Moos anzusetzen, und landete irgendwann im Abseits: Was einmal an der Front des Zeitgeists gestanden hatte, sah nun wie ein alter Hut aus. Andere Regiegötter in anderen Ländern mussten sich nicht ständig als politische und künstlerische Avantgarde rechtfertigen und überbieten, Stein schon. Geschmäht als konterrevolutionärer Renegat und Bühnen-Reaktionär, versteinert in trotziger Text- und Werktreue, zog Stein sich auf sein umbrisches Landgut zurück, um Oliven und Mammutinszenierungen zu züchten. Seine Paraderollen: der alte Grantler, der das deutsche Theater für tot und erledigt erklärt. Auch in Zürich brillierte er wieder als charmant grobianischer König Lear ohne Reich und Erben: überall Dummköpfe, Versager, Verfall. Schauspieler wie Regisseure: „zu blöde und faul, um in die Tiefe zu gehen“.

Schon merkwürdig, dass heute kaum ein Theaterregisseur von Rang Achtundsechziger ist oder auch nur gewesen sein will. Spätestens als Intendanten wurden sie alle zahm. Selbst Peter Zadek versicherte, er habe die Tabubrüche und Autoritätskritik „spannend“ gefunden, aber eigentlich nie an 1968 geglaubt. Als Stein dann Marxismus-Schulungen ansetzte, sei er aus Bremen geflohen. Stein war kein Bruder Leichtfuß wie Zadek, aber auch weder Krawallmacher



noch Betonkopf. Er war einfach ein zorniger junger Mann, ernsthaft, klug und sprachsensibel. Schon 1968 glaubte er zu wissen, „dass eine Abschaffung der Ästhetik niemandem helfe“. Man beachte die alte Konjunktivform!

Die Abrechnung mit den Vätern, die Kritik reiner Schönheit, die Entdeckung von Authentizität und Spontaneität, Happenings als Aktionskunst, Protest als Lebensform und Inszenierung: Es gab viele Berührungspunkte, aber im Grunde blieben sich Theaterrevolution und Revolutions-theater, Bühne und Straße fremd. Gleichwohl haben die Achtundsechziger (und ihre Vorläufer) auch im Theater Öffnungs- und Demokratisierungsprozesse angestoßen und vieles radikal verändert: Spielpläne, Darstellungsformen, die Beziehungen zwischen Schauspielern, Regisseuren, Dramaturgen und Publikum. Zu den legitimen Kindern von 1968 gehören das Kinder- und Jugendtheater, die Anarcho-Clownstheater, das neue Volkstheater von Kroetz und Fassbinder, das Dokumentartheater von Hochhuth und Peter Weiss und auch die Sprachspiele und Publikumsbeschimpfungen Handkes.

Man wollte und musste damals um jeden Preis gesellschaftlich relevant sein, die vierte Wand ein- und das Publikum aus seiner Konsumhaltung herausreißen, und das sorgte nicht nur beim Abonnentenstamm für Unmut. Aber wie sagte Luc Bondy 1988 in seiner Laudatio zum Goethepreis für Peter Stein? „Man kann die Jugend fürchten, auch hassen, aber hätte dieses Land nicht seine Jugend, und noch so spät, nachgeholt – es wäre ein wüstes Land.“

Die Emanzipation im Theater öffnete eine Büchse der Pandora. In der Entliterarisierung des Theaters kündigte sich bereits die postdramatische Wende an: Der klassische Werkbegriff, das regelrechte Stück, der psychologische Realismus wurden ausgehebelt und lösten sich zunehmend in Romanbearbeitungen, Performances, Projekten, Pop-Diskursen und pädagogischer Rundumbetreuung auf. Das klassische Pathos, die gepflegte Sprechkunst, der aufgeklärte schöne Schein wurden allenfalls bei Stein noch unionisch zitiert. Allerdings wirft er sich heute selbst vor, dem „totalitären“ Regietheater den Weg bereitet zu haben. Als autonomer Künstler und Über-Autor könne der Regisseur „alles und nichts machen“, deshalb sei heute alles möglich.

Die Achtundsechziger brachen die Macht der Intendanten, autoritären Großregisseure und Diven im Theater, aber es war keine Revolution, nur ein Generationenwechsel, ein überfälliger Modernisierungsschub. Stein wollte damals auch die Theatertempel des Bildungsbürgertums schleifen – jetzt trauert er um die Verluste und erzählt launig-lustige Stein-Anekdoten im Kortner-Modus. So frisst die Revolution ihre Kinder. ◀



Full House: Nikels Werke haben jeden Raum des Hauses in Bad Homburg erobert.



# UNTER DRUCK

Steven Spielberg hat eine Sternstunde der Pressefreiheit verfilmt. Der Regisseur und seine Darsteller Meryl Streep und Tom Hanks sehen diese Freiheit in Gefahr.

Von Patrick Heidmann

In dem Jahr, in dem Richard Nixon zum amerikanischen Präsidenten gewählt wurde, der Vietnamkrieg seinen Höhepunkt erreichte und sowohl Martin Luther King als auch Robert Kennedy ermordet wurden, war Steven Spielberg anderweitig beschäftigt. Sein Studium an der California State University hatte er im Jahr zuvor schon kurz nach Beginn abgebrochen. Statt durch Proteste und Demonstrationen teilzuhaben an der Veränderung der Welt, konzentrierte er sich ganz unpolitisch auf den Beginn seiner Karriere. 1968 wird für Spielberg immer das Jahr bleiben, in dem er seinen ersten, halbstündigen Film „Amblin“ drehte, der ihm umgehend Tür und Tor in Hollywood öffnete.

Die Auseinandersetzung mit den gesellschaftspolitischen Themen der Studentenproteste und der Bürgerrechtsbewegung – Rassismus, Kriegskritik, Gleichberechtigung – holte der Regisseur erst später in seinen Filmen nach. „Die Farbe Lila“, „Schindlers Liste“, „Amistad“ und „Lincoln“ mögen auf den ersten Blick eher historisches als politisches Kino sein. Sie lassen aber kaum Fragen offen, was seine humanistische Gesinnung angeht. Auch sein neuer Film „Die Verlegerin“ – in der Kategorie „Bester Film“ für den Oscar nominiert und vom 22. Februar an in deutschen Kinos zu sehen – passt in diese Reihe. Doch erstmals in Spielbergs fünfzigjähriger Karriere hat das Werk auch tagespolitische Dringlichkeit.

„Ich las das Drehbuch zu diesem Film im Februar 2017, als gerade Trumps Wahlkampf und sein Amtsantritt hinter uns lagen“, sagt Spielberg beim Interviewtermin in New York. „Die Relevanz, die diese Geschichte aus dem Jahr 1971 im neuen politischen Klima der Vereinigten Staaten hatte, war nicht zu übersehen.“ Der Film erzählt, wie sich die „Washington Post“ unter Herausgeberin Katharine Graham und Chefredakteur Ben Bradlee trotz massiver juristischer Drohungen seitens des Weißen Hauses zur Veröffentlichung

der geheimen Pentagon-Papiere entschloss, die der „New York Times“ zuvor untersagt worden war. Es war eine Sternstunde der Pressefreiheit.

„Mir war klar, dass ich diesen Film sofort drehen muss“, sagt Spielberg. Zehn Monate nur vergingen zwischen der Lektüre des Drehbuchs und dem Kinostart in Amerika. „Plötzlich war da wieder eine Regierung, die die Presse zum Feind erklärte. Dabei ist der Journalismus seit Jahrhunderten als fester Bestandteil im System der Gewaltenteilung der Demokratie etabliert. Wir verlassen uns auf ihn als Nachrichtenquelle. Und als Bastion der Wahrheit.“

Sieht Spielberg unter Trump die Pressefreiheit in Gefahr? „Sie steht auf jeden Fall näher am Abgrund als je zuvor. Auch viel näher als in den Momenten unter Nixon, von denen mein Film handelt. Weil es plötzlich mehr Menschen denn je gibt, die nicht wie ich auf die Wahrheit vertrauen, sondern glauben, Fakten und Meinungen seien das gleiche.“

In Meryl Streep und Tom Hanks, die für „Die Verlegerin“ erstmals gemeinsam vor der Kamera standen, fand Spielberg gleichgesinnte Mitstreiter für die Hauptrollen. Hanks erlebte die gesellschaftlichen und politischen Umwälzungen der sechziger Jahre nur als Kind, produzierte aber vor einigen Jahren den dokumentarischen Zehnteiler „The Sixties“. „Zugunsten einer Agenda, die das politische und gesellschaftliche Geschehen auf gefährliche Weise beeinflussen will, wird die Wahrheit von vielen Menschen inzwischen oft ignoriert“, sagt er. „Aufrichtige Journalisten sind da geradezu lebenswichtig.“

Hanks, sonst ein besonnener Mensch, gerät im Gespräch über die Bedeutung des Films mächtig in Fahrt. „Die Pressefreiheit darf unter keinen Umständen eingeschränkt werden. Niemals! Sie ist einer der Grundpfeiler, auf denen unser Land basiert, wie Meinungs-, Religions- und Versammlungsfreiheit. Wenn es jemandem an der Spitze dieses Landes gelingen sollte, die Freiheit der Medien zu begrenzen, ist



Gestern und heute: Für Meryl Streep, Steven Spielberg und Tom Hanks (unten, von links) ist es wichtig, dass die Pressefreiheit nicht nur auf dem Papier steht. Das Bewusstsein dafür soll auch ihr Film „Die Verlegerin“ wecken. Am 22. Februar kommt er ins Kino.

das nicht mehr mein Amerika.“ Auch Meryl Streep war es wichtig, mit Spielbergs Film ein politisches Statement abzugeben. „Ich spüre seit einiger Zeit zum ersten Mal in meiner Karriere eine Art Verantwortung, mich öffentlich politisch zu äußern“, sagt die Schauspielerin.

Im Januar 2017 hatte sie Aufsehen erregt, als sie bei der Auszeichnung mit dem Golden Globe für ihr Lebenswerk ein flammendes Plädoyer für Außenseiter und Einwanderer in Hollywood hielt – und Trumps persönlichen Twitter-Ärger auf sich zog, als sie ihm vorhielt, sich über einen behinderten Journalisten lustig ge-

macht zu haben. „Eigentlich ist so ein Verhalten nicht meine Art“, sagt sie. „Ich bin ein zurückhaltender Mensch, der nicht gern über sein Privatleben und persönliche Ansichten spricht. Aber im Angesicht von Trump und Co. ist das Schweigen ein Luxus, den wir uns nicht leisten können.“

Dass „Die Verlegerin“ im Februar 2018 so zeitgemäß wirkt und eine Brücke schlägt zwischen den Kämpfen der späten Sechziger und frühen Siebziger und aktuellen Konflikten, liegt nicht nur daran, dass der Journalismus zur Zeit besonders unter Beobachtung steht. Genauso wichtig: dass im Zentrum der Spielberg-typischen Geschichte vom Kampf des David („Washington Post“) gegen Goliath (Weißes Haus) eine Frau steht.

„Für mich ist diese Geschichte auch eine feministische“, sagt der Regisseur, der seit den siebziger Jahren bevorzugt mit weiblichen Filmproduzenten zusammenarbeitet. „Ich wollte zeigen, wie unglaublich schwierig es sogar noch 1971 war, als Frau eine Firma zu leiten. Obwohl die Frauenbewegung da längst im vollen Gange war.“ Man könne nur den Kopf schütteln, sagt Spielberg. „Da sitzt eine Frau in ihrer eigenen Vorstandsetzelle – und die Männer, die für sie arbeiten, ignorieren sie, wenden sich lieber dem Mann neben ihr zu. Alle liebten ihren Vater und ihren

Mann, doch selbst als Kay Graham nach dessen Tod die Zügel in der Hand hatte, war sie erst mal unsichtbar. Erst durch die Veröffentlichung der Pentagon-Papiere fand sie ihre Stärke – und erlangte die Kontrolle und den Respekt, die ihr zustanden.“

Für Meryl Streep, die 1971 ihren College-Abschluss machte, waren die Schwierigkeiten, mit denen Graham zu kämpfen hatte, besser nachvollziehbar als ihr lieb war. „In ihrer Autobiografie schreibt sie von der dauerhaften Verunsicherung, die sie begleitete. Immer hatte sie das Gefühl, in Meetings fehl am Platz zu sein, nicht ernst genommen zu werden. Auch heute noch wird jungen Frauen von der Gesellschaft oft gespiegelt, sie müssten zurückhaltend sein, sich hinterfragen. Während Männer früh lernen, dass sie im Zweifel immer eine zweite Chance bekommen.“

Sind es in Zeiten von #MeToo und #TimesUp aber nicht ganz andere Fragen, die Frauen wie Männer in Sachen Feminismus und Gleichberechtigung besonders bewegen? „Natürlich ist in den vergangenen 50 Jahren viel passiert. Katharine Graham war so alt wie meine Mutter, und die Frauen dieser Generation hatten andere Sorgen als wir heute“, sagt Streep, die als „Beste Hauptdarstellerin“ für den Oscar nominiert ist. „Dass an Frauen und

Männer zweierlei Maß angelegt wird, gilt aber heute noch.“

Das Drehbuch von Liz Hannah und Josh Singer war ursprünglich als Hommage an eine mächtige Frau konzipiert, die die erwartete erste Präsidentschaft einer Amerikanerin begleiten sollte. Nach Hillary Clintons Niederlage wurde daraus aber ein Mahnmal, sagt Hanks. „Eigentlich hatten wir schon gedacht, in einer Gesellschaft angekommen zu sein, in der das Geschlecht für den Erfolg zweitrangig ist. Aber die Wahl Trumps hat den Eindruck erweckt, dass wir uns immer noch in einem Club der weißen Männer befinden, die alle Fäden in der Hand halten.“

In die Zukunft blicken die Filmstars, die für ihre Rollen in „Die Verlegerin“ das gleiche Honorar bekamen, trotzdem optimistisch. „Wir Amerikaner müssen nur im November bei den Wahlen zu Repräsentantenhaus und Senat geschlossen zu den Urnen gehen. Dann nimmt die Demokratie ihren Lauf – und wir haben die Chance, einen ersten Richtungswechsel vorzunehmen“, sagt Hanks. Meryl Streep ergänzt: „Ich bin nicht sicher, ob wir nicht eines Tages sogar Trump dankbar sein werden. Weil er uns zeigt, welche Folgen es haben kann, wenn die Exekutive ihre Macht missbraucht. Und uns daran erinnert, wie schützenswert unsere Verfassung ist. Ge-



nauso wie es am Ende auch Harvey Weinstein zu verdanken sein wird, dass sich die Welt verändert hat. Es ist tragisch, dass dafür Frauen leiden und Schmerzen erdulden mussten. Aber am Ende wird unsere Gesellschaft durch diese Enthüllungen eine bessere sein.“

Spielberg hat keinen Zweifel daran, dass weder der Journalismus noch die Vereinigten Staaten in absehbarer Zeit untergehen werden. 1968 mag er aus jugendlichem Cineasten-Ehrgeiz der gesellschaftlichen Realität noch wenig Beachtung geschenkt haben, und in seiner Arbeit heute beschäftigt er sich lieber mit der Vergangenheit als mit der Gegenwart. Aber gerade deshalb ist er sich in seinem Urteil sicher. „Amerika hat schon so oft Krisen überstanden“, sagt er. „Wir sind immer gestärkt daraus hervorgegangen. So wird es auch diesmal sein. In einigen Jahren werden wir auf heute zurückschauen und unsere Lehren ziehen. Und dann wird jemand einen Film darüber drehen.“



FOTOS: TWENTIETH CENTURY FOX, EPA



**WOLFGANG NIEDECKEN**

„Die Rolling Stones sprachen mir aus der Seele“

Bei der Kubakrise 1962 war ich elf Jahre alt und hatte zum ersten Mal Angst, dass ein dritter Weltkrieg ausbricht. Was in den Jahren danach passierte, war unglaublich. Ganz viel wurde in Frage gestellt. Ich war zu der Zeit in einem katholischen Internat, und der Prager Frühling 1968 war vergleichbar mit der Kubakrise. Ich habe aufgehört: Hoppla, was passiert denn da?

Spätestens mit den Achtundsechzigern hat die Nachkriegsgeneration angefangen anzuzweifeln, was die Elterngeneration ihr erzählt hatte. Ich habe mich davor immer auf das verlassen, was mein Vater sagte. Er war konservativ, sehr katholisch und strammer CDU-Wähler. Das war für mich kein Grund, ihm nicht zu glauben. Aber als wir dann über den Vietnamkrieg diskutierten, war so ziemlich alles, was mein Vater sagte, nachweislich falsch. Wir waren komplett gegenteiliger Meinung. Für meinen Vater war das hart, denn wir waren vorher ein Herz und eine Seele. Ich kam außerdem dahinter, dass er NSDAP-Mitglied gewesen war, und habe ihm das als Totschlagargument bei jeder Gelegenheit unter die Nase gerieben. Ich war pubertierend und selbstgerecht: Ich behauptete, ich hätte mich niemals angepasst und wäre damals mit Sicherheit Widerstandskämpfer geworden. Nach dem Mord an Benno Ohnesorg und dem Attentat auf Rudi Dutschke bat mich mein Vater inständig, mich von allen Demonstrationen fernzuhalten. Er sagte es aus Sorge, aber ich dachte: Nicht mal für das bisschen Zivilcourage hat er Verständnis. Ich habe nicht kapiert, dass er nur Angst um mich hatte.

In dieser Zeit habe ich angefangen, politisch zu denken. Es wurde höchste Zeit, die Verhältnisse in Frage zu stellen. So konnte es nach all den Kanzlerjahren Adenauers mit fettem Wirtschaftswunder angesichts der Ungerechtigkeiten in der Welt nicht weitergehen. Heute habe ich mehr Verständnis und teilweise sogar Bewunderung für die Generation, die das Land nach dem Krieg wiederaufbaute. Aber sie hatte es sich zu behaglich gemacht, da stimmte etwas nicht.

Von dem Moment an, in dem die Beatles und die Rolling Stones in mein Leben einzugielten, habe ich mich nur noch für Musik interessiert. Sie haben mir eine Rüstung gegen die Spießigkeit gegeben. Spätestens mit dem Einfluss von Bob Dylan wollte ich auch Texte schreiben. Als die Beatles im August 1968 den Song „Revolution“ und die Stones „Street Fighting Man“ rausbrachten, begriff ich, dass das kritische und auch ambivalente Songs waren. Mick Jagger sang: „Was kann ein armer Junge schon großartig tun, außer in einer Rock'n'Roll-Band zu spielen?“ Und John Lennon rief zur Mäßigung auf. Sie sprachen mir aus der Seele.



Wolfgang Niedecken, geboren 1951, ist Gründer der Kölschrock-Band BAP.

**GESINE SCHWAN**

„Das aggressive Verhalten hat mich schockiert“

Als ich 1962 anfing, Philosophie zu studieren, hatte ich eine sehr positive Einstellung zum Sozialistischen Deutschen Studentenbund. Aber als ich an einem Seminar teilnahm, empfand ich die Leitung als so manipulativ, dass ich sagte: Das ist nicht mein Verein. Das war prototypisch für meine Einstellung damals. Es waren nicht Inhalte, die mich schockiert haben, sondern aggressives Verhalten. Und der Stil: dass man immer ad personam vorging.

1968 war ich schon mit meinem späteren Mann, Alexander Schwan, zusammen. Er wurde 1966 als junger Mann Professor an der FU und im Jahr darauf Direktor des Otto-Suhr-Instituts. Deswegen war ich auch in die Diskussion über die Verantwortung des Direktors gespannt. Im Sommer 1968 gab es in der Woche, in der die Notstandsgesetze beschlossen werden sollten, überall Besetzungsaufrufe. Im Germanischen Seminar war ein Professor, der sich als links verstand und absolut nicht die Polizei holen wollte – mit dem Ergebnis, dass Studenten Bücher aus den Regalen nahmen und verbrannten. Das war für meinen Mann unerträglich, an diesem Punkt hat er die Polizei gerufen. Nicht um das Gebäude zu räumen, sondern damit nicht noch mehr Studenten hereingelassen werden. Das hat sich sofort herumgesprochen, und sie kamen in Scharen, die Polizei hat schließlich aufgegeben. Das war ein Schock, denn auch für mich war es der letzte Schritt, die Polizei in die Universität zu holen. Aber als Studenten Bücher verbrannten, war das notwendig.

Mit meinen Eltern gab es die klassischen Diskussionen der Achtundsechziger nicht. Sie waren im Widerstand gewesen und kamen aus der Linken, wir haben zu Hause viel miteinander gesprochen. Es war alles politischer als bei den meisten Gleichaltrigen. Nationalsozialismus, Adenauer und die Restauration – das war schon immer verpönt bei uns. Die Atmosphäre in unserer Familie war herzlich, das heißt aber nicht, dass mein Vater nicht autoritär war.

Die Auseinandersetzung mit der Sexualität hatte man überall. Da konnten Familien nach außen noch so fortschrittlich sein, das war ein Tabuthema. Meine Mutter hatte sehr kleinstädtisch-katholische Vorstellungen. Als ich anfing zu studieren, hat sie mir geraten, ich solle nie allein mit einem männlichen Studenten in einem Zimmer sein. Ich habe dann gesagt: Ich mache meine eigenen Erfahrungen. Ich kann nicht verstehen, dass manche sagen, mit den Achtundsechzigern begann der Werteverfall. Was kann ein armer Junge schon großartig tun, außer in einer Rock'n'Roll-Band zu spielen?“ Und John Lennon rief zur Mäßigung auf. Sie sprachen mir aus der Seele.



Gesine Schwan, geboren 1943, kandidierte zwei Mal um das Amt der Bundespräsidentin.

# MEIN JAHR

Musik von den Beatles und den Rolling Stones, lange Haare, harte Debatten und das Gefühl grenzenloser Freiheit – Erinnerungen an 1968.

Protokolle Sofia Dreisbach

**LISA FITZ**

„Wir haben uns genommen, was wir wollten“

Schauspielschule, Pille, Sex, lange blonde Haare, Gitarre, singen, Kunst, Baggersee – das war ich in den Achtundsechzigern. Ich hatte mich vom hässlichen Entlein zum Schwan entwickelt. Meine Mutter sagte immer: Ich komme mir vor wie ein Huhn, das eine Ente ausgebrütet hat. Sie meinte: Die Ente geht jetzt ins Wasser und schwimmt, und das Huhn rennt gackernd am Ufer auf und ab. Sie war sehr moralisch. Als meine Mutter merkte, dass es bei mir mit der Sexualität losgeht, ging sie mit mir zum Frauenarzt und sagte: Pille. Das war revolutionär.

Eigentlich war sie überhaupt nicht liberal. Sie hat irgendwann mein Tagebuch entdeckt, in dem ich eröffnet hatte, dass ich keine Jungfrau mehr war. Da war die Hölle los, weil ich meine Unschuld am Staffelsee verloren habe, im evangelischen Zeltlager. Da sind zwei Welten aufeinandergetroffen. Die Pille hat meine Mutter mir nur erlaubt, um den Schaden zu begrenzen.

Die Elterngeneration hat die ganze Zeit von Disziplin, Regeln und Ordnung gesprochen, vom Geldverdienen und vom Frisör, zu dem alle Langhaarigen geschickt werden sollten. Am Anfang war ich gar nicht so politisch. Aber mit 20 habe ich einen Film gesehen: „Johnny zieht in den Krieg“. Der hat mich wochenlang bis in meine Träume verfolgt. Ein Soldat wird von einer Granate zerfetzt und merkt beim Erwachen, dass er nur noch ein Rumpf ohne Arme, Beine, Kiefer, Augenlicht und Ohren ist und sich nur durch Klopfeichen verständigen kann. Seit diesem Film bin ich überzeugte Pazifistin.

Am meisten haben die Frauen von dieser Bewegung profitiert. Dank Pille und umfassender Aufklärung war das Kind nicht mehr gottgewollt. Frauen konnten ihre Zukunft selbst planen, ihr Schicksal in die eigene Hand nehmen, genau wie ihre Lust, ihr Leben, ihren Beruf. Die Frau hat sich auf den Weg gemacht, ein gleichberechtigter Teil der Gesellschaft zu werden.



Lisa Fitz, geboren 1951, ist Kabarettistin, Sängerin und Schauspielerin.

**FRANK ELSTNER**

„Als hätte jemand das Internet erfunden“

Ich habe ein Bild aus dieser Zeit, da habe ich Haare wie die Beatles. 1968 war ich 26 Jahre alt und Chefsprecher für Radio Luxemburg. Natürlich bekam ich mit, was in Deutschland los war, aber wir hießen damals „Die Vier Fröhlichen Wellen“ und wollten gute Unterhaltung bieten und Musik spielen. Außerdem hatten wir als Deutsche einen schweren Stand dort, wollten uns nicht zu sehr aus deutscher Perspektive äußern. Die Beatles und die Rolling Stones haben uns viel mehr interessiert als deutsche Politik. Wir waren damals auch musikalisch im Aufbruch. Es gab gegen die typisch deutsche Schulze die Beat-Entwicklung aus England, die haben wir übernommen.

Wir haben damit sympathisiert, dass sich junge Menschen gewehrt haben. Wir haben über Groupies gesprochen, über die sexuelle Revolution diskutiert, die ganze Achtundsechziger-Bewegung – das hatte ein Ausmaß, als hätte jemand damals das Internet erfunden. Einer der am häufigsten diskutierten Songs war „Je t'aime... moi non plus“ von Serge Gainsbourg und Jane Birkin. Ich war der Erste, der ihn im Radio spielte und bin dafür ziemlich geprügelt worden. Man hat mir in Luxemburg vorgeworfen, dass ich die Jugendlichen verderbe, wie könne man so ein pornografisches Lied senden? Zum Glück ist in dieser Hinsicht ein bisschen mehr Freiheit entstanden.

Eine Sache, die mich berührt hat, war die Auseinandersetzung um den Schah von Persien 1967. Als ich 13 Jahre alt war, ging ich in Baden-Baden zur Schule und musste mit anderen Kindern an der Lichtentaler Allee stehen und ein persisches Fähnchen hochhalten, weil der Schah und seine Kaiserin Soraya die Stadt besucht haben.

Es gibt ja den Spruch: Mit 18 ist man Kommunist, mit 50 erzkonservativ. Bei mir war das nie so, ich fühle mich heute immer noch als kritisch denkender Mensch. Das habe ich mit Sicherheit in dieser Zeit gelernt.



Frank Elstner, geboren 1942, erfand und moderierte die Show „Wetten, dass...!“.

**CLAUDIA ROTH**

„Die kürzesten Miniröcke und die längsten Mäntel“

Ich war damals 13, das heißt: Die Achtundsechziger haben sich vor allem zu Hause abgespielt, in Debatten mit den Eltern. Das waren heftige Auseinandersetzungen. Wir waren extrem politischer Haushalt. Da kämpften nicht „rechte Eltern“ gegen „aufmüpfige Tochter“, es war eher ein gemeinsames Anliegen. Die Frage nach der Verantwortung und der Kontinuität von Geschichte beispielsweise: Wie war Auschwitz überhaupt möglich? Was war die Rolle der Eltern in der Nazizeit? Es war für mich der Beginn der Auseinandersetzung mit den Naziverbrechen.

Ich bin in einer 5000-Einwohner-Gemeinde in Bayern aufgewachsen. Alles war spießig und von der CSU geprägt, und dann kamen diese Bilder der Kommune 1 im Fernsehen, mit den nackigen Menschen, die den Hintern in die Kamera hielten. Das war eine Provokation gegen die Spießigkeit der fünfziger und sechziger Jahre, ein Protest gegen das enge Verständnis von Familie.

Meine Eltern waren Anhänger der FDP, das galt damals in Bayern als linksradikal. Man wusste im Ort namentlich, wer nicht CSU gewählt hatte. Ich bin somit anders aufgezogen worden als viele Klassenkameradinnen. Es hat nie eine Rolle gespielt, dass ich ein Mädchen war, meine Eltern wollten keine geschlechtsspezifischen Unterscheidungen. Sie waren sehr offen und liberal – und ich hatte immer das Problem, noch einen draufsetzen zu müssen, deswegen war bei mir alles oft ziemlich extrem.

Ich hatte die hippiesten Klamotten. Mein Lieblingsteil war ein langes Kleid, lilafarben mit Überrock. Es war nicht egal, was ich trug, meine Eltern hatten ein Auge darauf; aber zumindest hatte ich die kürzesten Miniröcke und die längsten Mäntel. Ende der Sechziger habe ich ein Jahr lang nur Hosen mit Stiefeln getragen, enge Feincordhosen, darüber ein Polohemd, Top und Schal. Dazu trug ich viel Schmuuck, und die Augen waren tief mit schwarzem Kajal geschminkt. Mein Zimmer war kaffeebraun gestrichen, an den Wänden hing Poster vom schönen Che Guevara und gegen die Apartheid. Mein Vater erzählte, dass sie in der Praxis über uns redeten und den Herrn Doktor für die „vier Weiber“ bedauerten, die er zu Hause hatte. Meine Mama hatte einen Führerschein, ein eigenes Auto, war extrem selbstbewusst und eigenständig.

Einmal hatte ich einen unglaublichen Streit mit meinem Vater, weil ich mir erlaubt hatte, „Bulle“ zu einem Polizisten zu sagen. Immer wieder ging es um die Frage: Wo ist die Grenze? Was ist legitim, was nicht? Es war der radikale Aufbruch aus einer Zeit, die sich noch nicht mit den schrecklichsten Verbrechen beschäftigt hatte. Für mich war es ein Gefühl von Befreiung.



Claudia Roth, geboren 1955, ist Vizepräsidentin des Deutschen Bundestags.

**KARL DALL**

„Sie haben alles einkassiert, was lange Haare hatte“

Während der Achtundsechziger waren alle Diskussionen auf einmal sehr politisch. Da war es wie ein Ventil, das wir mit unserer Kabarettgruppe Insterburg & Co. nur apolitischen Blödsinn gemacht haben. Wir haben natürlich auch unsere kleinen Spitzen losgelassen, haben auch die Polizei und die Politiker mit Gedichten veräppelt. Manchmal bewirkt man mehr damit, etwas ins Lächerliche zu ziehen, als immer nur dagegen anzubrettern.

1968 war ich 27 Jahre alt. Wie alle hatte ich lange Haare, das war unser äußerlicher Protest. Ich habe in West-Berlin als Schriftsetzer gearbeitet, parallel zum Kabarett und Filmedrehen. Ich war vorher auch mal ein paar Wochen bei der Bundeswehr, aber es war damals schick, sich aus dem Wehrdienst zu verabschieden. Das ging mit ein paar Tricks. Ich hatte keine Lust, Soldat zu werden und in Uniform mit Gewehr herumzulaufen. Vielleicht war ich noch zu sehr geprägt von meinen Eltern. Mein Vater hat beide Weltkriege mitgemacht und war bei Kriegsende länger Soldat als Lehrer gewesen.

Natürlich habe ich mit den Achtundsechzigern sympathisiert, am Anfang gab es ja auch den radikalen Terrorismus noch nicht. Ich war kein Student, aber der Spruch „Unter den Talaren der Muff von tausend Jahren“ kam auch bei mir an. Einige Mitglieder der Kommune 1 sind 1968 einmal zu uns in die Vorstellung gekommen. Sie haben keinen Eintritt bezahlt und sich einfach auf den Boden gesetzt. Alle Berliner fanden das großartig. Da habe ich sie dann das Klavier auf die Bühne tragen lassen, weil wir das gerade brauchten, das haben sie mitgemacht. Als Rudi Dutschke im selben Jahr angeschossen wurde und niemand wusste, ob er noch mal aufwacht, haben wir die Vorstellung ausfallen lassen, obwohl an dem Abend der Berliner Rundfunk einen Mitschnitt machen wollte. Die Solidarität war uns wichtiger.

Irgendwann während der Unruhen in Berlin 1968 war einmal ein hoher amerikanischer Politiker zu Besuch. Ich hatte mir gerade ein Paar Sandalen gekauft vom ersten Geld, das ich entbehren konnte, und saß den Rest des Tages dann in einer Grünen Minna, weil sie alles einkassiert hatten, was lange Haare hatte. Die haben uns nur von der Straße genommen, weil sie Angst hatten, wir könnten Randalen machen – und ich sah eben auch so aus. Wir wurden alle gemeinsam in eine Zelle gepackt, der eine hatte ein Banjo dabei, und wir haben so lange Blödsinn gemacht, bis der Politiker die Stadt verlassen hatte. Dann durften wir wieder gehen. Das war einerseits diktatorisch, aber auch fast ein Happening. Ich konnte danach sagen: Ich war dabei.



Karl Dall, geboren 1941, ist Komiker, Sänger, Schauspieler und Moderator.

**RAINER LANGHANS**

„Wir haben versucht, neue Menschen zu werden“

Ich war nach der Schule bei der Bundeswehr und hatte immer Schwierigkeiten, in diese Gesellschaft reinzupassen. In Berlin habe ich dann versucht, Leute zu finden, mit denen ich zurechtkomme. Das ist mir völlig misslungen. Ich war der einzige, der bei der Bundeswehr war und sich sogar freiwillig ein halbes Jahr weiterverpflichtet hatte. 1968 war ich 28 Jahre alt und habe lange gesucht, bei Künstlern, Schriftstellern und an der Uni, und da habe ich eine Gruppe gefunden. Sie behandelten Dinge, die mich interessierten, auf einem Niveau, das mich vollkommen überforderte, und das zog mich an. Sie beschäftigten sich mit dem Holocaust, wollten wissen, was unsere Eltern getan hatten. Das fand ich interessant, weil ich ahnte, dass meine Verstörung, meine Unfähigkeit, mit Menschen umzugehen, etwas mit diesem Erbe zu tun hat. Wir saßen auf einem Leichenhaufen.

Wir wollten weit mehr als die Polit-Leute, als später Rudi Dutschke und die Apo. Wir haben versucht, neue Menschen zu werden: „Make love, not war“. Wir wollten liebesfähige Menschen sein, die alle lieben, und das waren wir auch ein Jahr lang. Das war nicht nur eine Vision oder Hoffnung, es war Realität. Dann flogen wir wieder aus dieser Geschichte. So rätselhaft uns das überfallen hatte, wurden wir jetzt leider wieder normal, wir rutschten in alte Muster zurück. Wir haben versucht, dahin zurückzukommen, aber niemand hat das geschafft. Ich bin der einzige, der sich einbildet, das sei ihm ein wenig gelungen. Bis heute weiß niemand, was das eigentlich war. Die Leute sagen immer: Das war Politik, das war Weltverbesserung, Sex, Drugs and Rock'n'Roll, aber das waren alles Ergebnisse eines Urknalls. Es war etwas, das wir hier im Westen nicht verstehen konnten, weil wir von diesem Geist gar nichts wissen, unsere Kultur ist rein materialistisch.

Das einzige, was die Leute damals verstanden haben: Ja, wenn ihr das Tollste erlebt, das man erleben kann, heißt das wohl, ihr habt fantastischen Sex. Dieses verklemmte katholische Deutschland damals! Wir haben gesagt, okay, schreibt das halt. Seitdem heißt es immer: Oh, Rudelbumsen, Orgien. Blödsinn! Wir waren so weit weg von Sex. Wenn du wirklich high bist, ist Sex ein Downer, ein trostloses Rumgemache. Wir haben versucht, das zu erzählen, aber niemand hat es verstanden. Bis 1968 war ich todglücklich in meiner Einsamkeit, dann waren auf einmal alle so verrückt, wie ich schon immer war – damit war plötzlich alles gut.

Aber deriedereinsetzende Materialismus hätte mich fast umgebracht. Über den Weg der indischen Spiritualität habe ich dort herausgefunden und bin heute glücklicher denn je.



Rainer Langhans, geboren 1940, war Mitglied der Kommune 1.

**ULRICH WICKERT**

„Wir hatten keine Angst mehr vor Autoritäten“

Im Frühjahr 1968 habe ich das erste juristische Staatsexamen gemacht. Bis zum Schluss saß ich im Bonner Studentenparlament und im Asta, dem Allgemeinen Studentenausschuss. In Bonn hatten die Auseinandersetzungen schon in den Jahren zuvor begonnen. So ging es um die Frage, ob der Rektor Hugo Moser belastet war durch sein Verhalten im Dritten Reich. Die „Zeit“ hatte ihn angegriffen, und ich beantragte im Studentenparlament, öffentlich darüber zu diskutieren. Das wollte die Universität partout verhindern. Darüber schrieb ich einen ganzseitigen Artikel in der „Frankfurter Rundschau“. Im Senat der Universität führte das zu der Diskussion, ob man den Studenten Wickert nicht exmatrikulieren sollte, weil er den Ruf der Universität befleckt habe.

Dazu kam es jedoch nicht, weil der Dekan der Philosophischen Fakultät, Wolfgang Schmid, es verhinderte. Er lud mich zu sich nach Hause ein, weil man uns an der Universität nicht zusammen sehen dürfe, und berichtete, was im Senat vorgefallen war. Er hatte gedroht, als Dekan zurückzutreten, falls man gegen mich vorgehe, denn so autoritär habe sich die Uni Bonn schon im 19. Jahrhundert und erst recht im „Dritten Reich“ gezeigt. Er habe gedroht, einen von ihm geschriebenen Bericht dem „Spiegel“ zu schicken. Ich kannte diesen Mann überhaupt nicht. Er hat meinen Kopf aus Überzeugung gerettet. Ich habe es ihm nie vergessen.

Es gab noch weitere Auseinandersetzungen um die Nazi-Vergangenheit. Man stellte fest, dass der Leiter des Instituts für Luftfahrtmedizin im Krieg an Menschenversuchen im KZ Dachau beteiligt gewesen war. Der Aufruhr durch die Studenten führte dazu, dass der Professor sein Amt als Institutsleiter aufgeben musste, aber er blieb Berater der Lufthansa. So war die Zeit! Diese Zeit wollten wir verändern. Deshalb waren wir unkritisch gegenüber dem Versprechen von Utopien, aber das war wichtig, um uns von autoritären Denken zu befreien. Mein Vater war entsetzt, als ich auf einem Foto im Bonner „General-Anzeiger“ neben Rudi Dutschke zu sehen war. Er war Diplomat und glaubte, ich mache meine Karriere kaputt und beschädige vielleicht seine, aber das war mir ziemlich gleichgültig.

Unser Aufbegehren gegen Professoren mit Nazi-Vergangenheit hat uns die Angst vor Autoritäten genommen. Wir wuchsen zu einer Generation ohne Angst heran. Das machte uns stark und manchmal vielleicht ein wenig zu selbstbewusst. Ich trug lange Haare, enge Samthosen mit Schlag und eine rosafarbene Sonnenbrille aus Plastik, die ich allen Leuten empfahl: Wenn ihr hier durchschaut, wird sich euer Leben verändern – was es nicht tat.



Ulrich Wickert, geboren 1942, ist Fernsehjournalist und Autor.



Es war wie eine Jagd. Und Franz Keller war der Gejagte. Vor dem Langlauf, dem zweiten Teil der Nordischen Kombination, hatte Keller dreieinhalb Minuten Vorsprung auf seinen schärfsten Konkurrenten Alois Kälin. Der Schweizer, als starker Läufer bekannt, startete zufällig genau dreieinhalb Minuten nach Keller in die Loipe – was die sonst furchtbar komplizierte Rechnerie in der Nordischen Kombination an diesem Tag vor 50 Jahren einfach machte: Holte Kälin Keller ein, hätte der Deutsche das Nachsehen. Erreichte Keller vor Kälin das Ziel, wäre er Olympiasieger.

Die Olympischen Winterspiele 1968 fanden offiziell in Grenoble statt, die Wettkampfsstätten aber waren weit in der Region verteilt. Keller startete in Autrans, gut 30 Kilometer von der südostfranzösischen Stadt entfernt. „Ich war nur bei der Eröffnung, der Siegerehrung und der Abschlussfeier in Grenoble“, sagt er. Untergebracht war Keller in einer Art Landschulheim, einem Holzflachbau, mit fünf anderen im Raum. Es waren seine ersten Olympischen Spiele, und doch hielt sich die Vorfreude des Allgäuers in Grenzen. Keller hatte im Jahr zuvor sämtliche Kombinationswettbewerbe gewonnen, selbst bei der Vier-schanzentournee der Spezialspringer hatte er Aufsehen erregt. Es war der Winter seines Lebens gewesen, und jetzt erwartete jeder olympisches Gold von ihm. „Die Situation“, sagt er, „war schon belastend.“

Dazu kam die Affäre um Ralph Pöhland. Der Nordische Kombinierer, einer der bekanntesten Skisportler der DDR und Rivale Kellers, hatte sich wenige Wochen vor den Spielen vom DDR-Team abgesetzt – offenbar in der Hoffnung, für das bundesdeutsche Team bei Olympia antreten zu können. Doch politischer Druck der DDR und der Sowjetunion verhinderte einen Start. „Mir war das überhaupt nicht recht“, sagt Keller. „Wenn man antritt, will man auch gegen alle gewinnen.“ So ruhten die Gold-Hoffnungen ganz auf Keller.

Die Kombination begann mit dem Skispringen, Kellers Lieblingsdisziplin. Drei Sprünge, die besten zwei wurden gewertet. Der erste war ordentlich, der zweite gut, der dritte ebenfalls – hätte er nicht bei der Landung in den Schnee greifen müssen. So erwies sich der Punktevorsprung auf Kälin vor dem Langlauf plötzlich geringer als erwartet. „Ziel war für mich eigentlich nur noch eine Medaille“, sagt Keller. In der Loipe, über 15 Kilometer, hielten ihn Betreuer über Kälins Zeiten auf dem Laufenden. „Er ist immer näher gekommen“, sagt Keller. „Aber am Ende war er hinter mir im Ziel.“ Der Vorsprung: sechs Sekunden.

Als der Olympiasieg feststand, spürte Keller „fast nur Erleichterung“. Neben dem Eisschnellläufer Erhard Keller – nicht verwandt, nicht verschwägert – war er einziger bundesdeutscher Olympiasieger der Spiele. Bei der Abschlussfeier trug er die deutsche Fahne. Nach der Rückkehr gab es zu Hause in Nesselwang „einen Riesen-Empfang“, sagt Keller, „6000 Leute bei 3500 Einwohnern“. Er bekam eine Goldmünze vom Deutschen Skiverband, Wert 300 Mark, einen Grundig-Farbfemher vom Nationalen Olympischen Komitee, ein paar weitere Geschenke und von der Gemeinde Nesselwang die Zusage für einen Bauplatz. Heute wäre wohl mehr drin, mit Vermarktung und Sponsoren, aber Keller ficht das nicht an. „Mir ist es lieber so, ich bin nicht der Typ, der überall präsent sein muss“, sagt er. Nach dem Zieleinlauf gleich vor der Kamera zu stehen, wie das heute üblich ist, „das kann ich mir nicht vorstellen“.



# GUT KOMBINIERT

Vor fünfzig Jahren krönte Franz Keller seine Karriere als Nordischer Kombinierer – mit dem Olympiasieg in Grenoble.

Von Bernd Steinle

Nix wie weg:  
Der Allgäuer  
Franz Keller lief  
in der Loipe um  
Gold – und war  
am Ende obenauf.

Keller ist ein zurückhaltender Mann, er wägt die Worte, Lautsprecherei ist ihm fremd. Als Ende 1968 die Einladung zur Auszeichnung der Sportler des Jahres kam, war er gerade im Trainingskurs in St. Moritz. Er sagte ab, aber dann hieß es, er solle doch bitte unbedingt kommen. Also kaufte er sich einen Anzug und fuhr nach Baden-Baden. Dort wurde er mit Anderen auf die Bühne gebeten – und als Sportler des Jahres 1968 geehrt, vor dem Dressurreiter Josef Neckermann und Erhard Keller.

Die Jahre danach waren sportlich schwierig. Fehler in der Vorbereitung, Erkrankungen, Verletzungen. Keller verlor seinen Förderer und Vertrauensmann, den Trainer Ewald Roscher. Die neuen Trainer setzten andere Akzente, mit denen er nicht zurechtkam. „Heute kannst du als Olympiasieger vielleicht sagen: Ich trainiere, wie ich will. Aber damals musstest du tun, was dir vom Trainer gesagt wurde.“

Keller wurde deutscher Meister, siegte bei der olympischen Generalprobe 1971 in Sapporo (Japan), und doch war es keine leichte Zeit für ihn. „Davor war es ja immer nur bergauf gegangen“: vom skibegeisterten Jungen über den talentierten Jugend- und Juniorenathleten und überraschenden WM-Zweiten 1966 bis zum Olympiasieger 1968. Und plötzlich ging es nicht mehr weiter. „Vielleicht stimmte auch die Einstellung nicht mehr ganz“, sagt Keller. „Ich hatte ja schon mehr erreicht, als ich in den kühnsten Träumen gedacht hätte.“

Olympia 1972 in Sapporo geriet zum Debakel. Keller kam mit der Schanze nicht zurecht, landete auf Rang 33. „Das war der schlechteste Wettkampf, an dem ich je teilgenommen habe.“ Zwei Jahre später, geplagt von Rückenschmerzen, hörte er auf. Bei der WM 1974 in Falun (Schweden) ging er zum letzten Mal über eine Schanze. Das Aufhören fiel ihm nicht schwer.

Danach arbeitete der Berufssoldat nebenher als Jugend- und Juniorentrainer der Kombinierer. Er bekam ein Angebot als Cheftrainer, doch dafür hätte er die feste Bundeswehrstelle in Sonthofen aufgeben, viel unterwegs sein, regelmäßig in der Öffentlichkeit stehen müssen. Der junge Vater und Ehemann sagte ab. „Ich bin ein Familienmensch“, sagt Keller. „Das wäre nicht lange gut gegangen, das wäre nichts für mich gewesen.“

Heute lebt Keller, 73 Jahre alt, in Nesselwang. Er geht gerne Skifahren, Langlaufen, Mountainbiken und zur Holzarbeit in den eigenen Wald. Der Kontakt zum Spitzensport ist abgerissen, im Fernsehen aber verfolgt er, wie sich Skispringer, Langläufer, Kombinierer, Biathleten und Skirennläufer schlagen. Erst recht bei den Olympischen Winterspielen in Pyeongchang (Südkorea), deren Wettbewerbe heute beginnen.

Im vergangenen Jahr musste Keller dann doch mal wieder in die Öffentlichkeit: Er wurde in die Hall of Fame der Stiftung Deutsche Sporthilfe aufgenommen, die Ruhmeshalle des deutschen Sports – mit Fußballstar Lothar Matthäus, Skispringer Sven Hannawald und Leichtathletin Heike Drechsler. Für Keller war es eine Ehre. Kommentiert hat er sie auf seine Art: „Ob ich da dazu gehöre, ist eine andere Frage, wenn man sieht, wer da alles drin ist.“ Natürlich gehört er dazu. Auch und gerade als stiller Olympiasieger. ◀



# Zwei Fäuste für Black Power

Viele Sportereignisse von damals sind vergessen – der Protest der amerikanischen Sprinter Tommie Smith und John Carlos in Mexiko wirkt bis heute nach.

Von Steffen Haffner

Wer wissen will, welche Schlagzeilen den Sport vor 50 Jahren beherrschten, muss schon das Archiv bemühen. Viele spannende Wettkämpfe sind heute weitgehend vergessen. Helfen wir der Erinnerung ein bisschen nach: Der Radprofi Rudi Altig gewinnt den „Klassiker“ Mailand – San Remo. Der 1. FC Nürnberg wird deutscher Fußballmeister, und niemand kann sich vorstellen, dass der „Club“ ein Jahr später absteigen muss. Italien wird im eigenen Land nach zwei Endspielen gegen Jugoslawien der erste offizielle Fußball-Europameister – die deutsche Mannschaft war ein Jahr zuvor nach einem 0:0 gegen Albanien in der Qualifikation ausgeschieden. Der zweifache schottische Formel-1-Weltmeister Jim Clark verunglückt auf dem Hockenheimring tödlich. Zwei Tennis-Legenden gewinnen in Wimbledon ihren dritten Einzeltitel: die Amerikanerin Billie Jean King und der Australier Rod Laver. Ein Jahr nach dem Tod des britischen Radprofi Tom Simpson werden bei der Tour de France erstmals Dopingkontrollen vorgenommen. Der Boxprofi Jupp Elze stirbt an den Folgen seines Kampfes um die Europameisterschaft im Mittelgewicht gegen den aus Argentinien stammenden Italiener Carlos Duran. Die Obduktion ergibt, dass der Kölner gedopt war.

Verglichen mit den Olympischen Winter- und Sommerspielen wirken diese Ereignisse aber heute wie Eintagsfliegen. Zum zweiten Mal nach Chamonix 1924 kämpften Sportler in den französischen Alpen um olympische Medaillen. Die Spiele von Grenoble, die erstmals in Farbe übertragen wurden, präsentierten, ganz im Sinne von Staatspräsident Charles de Gaulle, das Bild eines modernen Frankreich. Zum ersten Mal trat die DDR in Grenoble wie später auch bei den Sommerspielen in Mexiko mit einer eigenständigen Olympiamannschaft an. Als Relikt dreier gesamtdeutscher Olympiateams wurden die deutschen Olympiasieger mit der schwarzrotgoldenen Flagge und fünf weißen olympischen Ringen sowie Beethovens „Ode an die Freude“ geehrt.

Der Franzose Jean-Claude Killy, der, wie einst Toni Sailer 1956 in Cortina d'Ampezzo, alle drei alpinen Skirennen gewann, wurde zum überragenden Athleten der Spiele. Der Eisschnellläufer Erhard Keller im Sprint über 500 Meter und Franz Keller in der Nordischen Kombination waren die einzigen bundesdeutschen Olympiasieger. Die DDR musste sich mit Gold im Doppelsitzer der Rennrodler zufriedengeben und rangierte zum letzten Mal im inoffiziellen Medaillenspiegel hinter der Bundesrepublik. Mit ein Grund dafür war, dass drei ostdeutsche Rennrodlerinnen,

die nach drei Durchgängen die Plätze eins, zwei und vier belegt hatten, wegen unzulässig erhitzter Kufen disqualifiziert wurden. Die F.A.Z. spottete: „Kombinat heiße Kufe“.

Die Spiele der XIX. Olympiade fanden zum ersten Mal in einem Land Lateinamerikas statt – in Mexiko. Allen Bedenken zum Trotz gelang es mexikanischer Improvisationskunst, die komplizierte Organisation zu bewältigen. In Gefahr gerieten die Spiele nur vor der Eröffnungsfeier. Zehn Tage vor dem Start hatte das Militär Studentenproteste gegen den korrupten Präsidenten Gustavo Díaz Ordaz und sein Prestigeobjekt Olympia brutal niedergeschlagen. Es soll 300 Tote gegeben haben. Forderungen, die Spiele abzusagen, lehnte das Internationale Olympische Komitee (IOC) ab. Mit dem Ausschluss Rhodesiens und Südafrikas von den Spielen wendete das IOC zudem einen Boykott von 40 afrikanischen Ländern ab, die damit gegen die Politik der Rassentrennung protestieren wollten.

In Erinnerung blieben von den Spielen in Mexiko vor allem die in die Höhe gereckten schwarzen „Black-Power-Fäuste“, mit denen die amerikanischen Sprinter Tommie Smith und John Carlos bei der Siegerehrung der 200-Meter-Läufer gegen Rassismus und Ungerechtigkeit protestierten. Prompt wurden sie von den Spielen ausgeschlossen. Nach einem halben Jahrhundert ist das Thema auch heute noch hochaktuell, wie die jüngsten Kniefälle amerikanischer Footballprofis zeigen, die während des Abspiels der Nationalhymne ein Zeichen des Protests setzten – und damit in den Vereinigten Staaten eine erbitterte Debatte in Gang brachten, an der sich sogar der amerikanische Präsident Donald Trump beteiligte.

Die Höhenlage von Mexiko-Stadt (2240 Meter) erwies sich, wie erwartet, als gesundheitlich riskant für die Athleten. Roger Bannister, Weltrekordläufer über die Meile, prophezeite düster: „Der Tod läuft mit.“ Eine Reihe von Olympia-Mannschaften hatte zur organischen Anpassung Trainingslager bezogen, die hoch lagen. Dennoch kam es bei Langstreckenläufern und Ruderern zu schweren Zusammenbrüchen. Das Schlimmste trat zum Glück nicht ein. Höhenstraining aber wurde bis auf den heutigen Tag zu einer gängigen Methode, die Sauerstoffaufnahme-fähigkeit des Blutes zu verbessern.

Viele aufsehenerregende Leistungen überstrahlten die Schattenseiten der Spiele. 34 Weltrekorde wurden gebrochen oder eingestellt, 17 davon in der Leichtathletik. Vor allem auf den Kurzstrecken und in anderen Schnellkraftdisziplinen profitierten die Athleten von der dünneren Höhenluft und den erstmals zugelassenen Tartan-Bahnen (statt Asche). So auch der Amerikaner Bob Beamon, der

mit seinem sensationellen Weitsprung auf 8,90 Meter ungläubiges Staunen hervorrief. Sein Landsmann Dick Fosbury revolutionierte mit seinem (Rückwärts-)Flop die Technik im Hochsprung.

Zur Flut von Weltklasseleistungen dürfte trotz erstmaliger Kontrollen auch Doping, nicht zuletzt mit Anabolika, beigetragen haben. Die Diskuswerferin Brigitte Berendonk, die nach der Wende gemeinsam mit ihrem Mann Werner Franke das Staatsdoping der DDR aufdeckte, schlug nach ihren Erfahrungen von Mexiko ein Jahr später in der „Zeit“ unter der Überschrift „Züchten wir Monstren?“ Alarm: „Die Hormonpille (oder -spritze) gehört anscheinend ebenso zum modernen Hochleistungssport wie Trainingsplan und Trikot ... Nach meiner Schätzung treffen sich bei großen Wettkämpfen bald mehr Pillenschlucker als Nichtschlucker.“ Noch heute ist dem Doping-Problem nicht beizukommen.

Die herausragende Persönlichkeit der Spiele war die tschechische Turnerin Věra Čáslavská. Die Pragerin gewann viermal Gold und zweimal Silber. Und das, obwohl sie wegen ihres Protests gegen den Einmarsch der Truppen des Warschauer Pakts Schikane ausgesetzt war. Nach der Wende wurde sie rehabilitiert, avancierte zu einer Beraterin von Präsident Václav Havel und stieg zur Präsidentin des Nationalen Olympischen Komitees auf.

Von den deutschen Sportlern sind vor allem der Triumph des Deutschland-Achters, der Überraschungssieg der jungen Fünfkämpferin Ingrid Becker und die souveränen Vorstellungen des Schwimmers Roland Matthes (zweimal Gold) in Erinnerung. Der Kunstturner Willi Jaschek wurde als „Held von Mexiko“ gefeiert. Er hatte sich gleich in der ersten Übung, dem Bodenturnen, einen Achillessehnenriss zugezogen, aber dennoch die Übungen an allen sechs Geräten zu Ende geturnt.

Die meisten westdeutschen Athleten waren Amateure, während die amerikanischen College-Sportler und die Staatsamateure des Ostblocks sich ganz dem Training widmen konnten. Die Gründung der Sporthilfe 1967, die anfangs kaum mehr als Ernährungsbeihilfen bieten konnte, und die ersten Sportfördergruppen der Bundeswehr waren vergleichsweise bescheidene Ansätze. Heute unterstützt die Sporthilfe die Athleten auf vielfältige Weise. Viele von ihnen sind Sportler in Uniform: Von 423 Mitgliedern der deutschen Olympiamannschaft in Rio de Janeiro 2016 gehörten 127 der Bundeswehr an. Geschätzt ein Drittel der Olympia-Teilnehmer dürfte heute als Profis vom Sport leben können. Solche Bedingungen wären 1968 als utopisch angesehen worden. ◀





## GENERATION BUS

Volkswagen erfindet den Bulli neu – mit Gefühlen von gestern und Technik von morgen. *Von Holger Appel*

Soweit wir uns erinnern, war der VW-Bus etwas jünger als das Trio. Aber nicht viel. Die drei Abiturienten hatten Andalusien ins Auge gefasst, ein Unterfangen von größter Abenteuerlust und kleinstem Budget. Einer von ihnen wohnte am Rande einer Gärtnerei, die heute ein opulentes Fachgeschäft ist und Tropica heißt. Damals beherbergte der Ort in der Nähe von Frankfurt dessen Keimzelle namens Kakteen May. Ab und an verdingte sich der Abiturient als Auslieferungsfahrer für die Sukkulenten, und der orange-lackierte Bus erschien plötzlich als ideales Gefährt für eine dreiwöchige Zweckentfremdung. Durch zwei auf halber Höhe horizontal montierte Sperrholzplatten montierte der Transporter zum Campingmobil mit Doppelbett und darunter ausreichend Stauraum für das Dutzend Ravioli-Dosen. Einer schlief im Fahrerhaus quer. Der Bus stand den Jungs in Sachen Anspruchslosigkeit nicht nach. Außer Benzin und ein wenig Öl ist nichts an Forderungen in Erinnerung.

Drei Jahrzehnte ist das her. Und wer aus dieser Generation Bus könnte nicht eine derartige Anekdote erzählen. Volkswagen schickte damals schon die eckige Variante von den Bändern, deshalb sei der Ordnung halber erwähnt, dass jeder neue Bus jenen Geist fortträgt, der bis zur Geburt des T1 im Jahr 1949 zurückreicht. Spätestens in den siebziger Jahren ist der Bulli rund um den Globus zur millionenfach verkauften Ikone geworden. Er hat auf Baustellen geschuftet, Banditen gejagt, Verletzte gerettet, Briefe ausgefahren, Brände gelöscht, die Herzen der Hippies

erobert und in Kalifornien mit den Beach Boys getanzt. Die am meisten verkaufte Version, T2, wurde von 1967 bis 1979 sage und schreibe 2,5 Millionen mal gebaut.

Doch mit Nostalgie allein lässt sich keine Zukunft gewinnen. Und so macht sich Volkswagen auf den Weg, den Bulli neu zu erfinden. Mit den Emotionen von gestern und der Technik von morgen.

Der vorzugsweise in Zitronengelb präsentierte Sympathieträger heißt ID Buzz. Als eines von mindestens fünf Elektroautos soll der Bulli nach dem kompakten ID mit Schrägheck und dem ID Cross um das Jahr 2022 herum den Aufbruch in eine neue Ära anführen. Dieses Mal wirklich. Den Mund wässrig gemacht hat VW schon mehrmals, ein halbes Dutzend

Designstudien vom Microbus (2011) bis zum Buddy (2016) kündigt von Wunsch und Wirklichkeit. Sie alle sind den Controllern zum Opfer gefallen. Aber in einer Gesellschaft, die sich der elektrischen und autonomen Fortbewegung zuwendet, soll nun definitiv Platz sein für einen neuen Bulli. Die Bedienung soll so einfach und eingängig werden wie die des iPhones, sogar an einen Autopiloten zur Steuerung ist gedacht. Weil es bis zur Markteinführung noch ein wenig hin ist, darf weiter gesponnen werden. Die Türen an dem Schnupperbus, der aus dem Designzentrum gepurzelt ist, öffnen wie von Zauberhand mit Sensortasten oder dem Smartphone. Statt auf Anzeigen fällt der Blick auf ein Head-up-Display, wo früher



In Zukunft elektrisch: Mit dem ID Buzz spricht VW die nächste Generation der Bullifreunde an.

Love, Peace and PS:  
Der VW-Bus,  
Bulli genannt,  
war der ideale  
Begleiter auf dem  
Hippie-Trail.

Foto Martin Ly

Spiegel waren gibt es jetzt außen Kameras und innen unter dem Dach einen raumgreifenden Bildschirm. Schalter verschwinden aus dem Cockpit, im autonomen Betrieb zieht sich das Lenkrad ins Armaturenbrett zurück.

Begleitet werden die Design-Gags von handfesten Überlegungen, wie sich das Auto der Zukunft bewegen und steuern lassen wird. Künstliche Intelligenz und selbstlernende Systeme heißen die Schlagworte, deren Inhalt sich alsbald in Assistenten für Sprach-, Gesten- und Gesichtserkennung oder Augmented Reality manifestieren soll. Sicherer und komfortabler sollen die nächsten Fahrzeuggenerationen werden, aber auch für jedermann zugänglich, falls der Wunsch nach dem eigenen Auto tatsächlich von dem nach einem geteilten Gefährt verdrängt werden sollte.

„Ein Ergebnis des mit künstlicher Intelligenz beladenen I.D. Buzz könnten die Fähigkeiten eines intelligenten Co-Piloten sein, der Sensordaten sowohl vom Inneren des Autos als auch von dessen Umgebung für Komfort- sowie Assistenzsysteme verarbeitet“, stellt Volkswagen in Aussicht. „Diese Systeme können über den gesamten Lebenszyklus des Fahrzeugs hinweg durch Softwareaktualisierungen optimiert werden und sich im Zuge weiterer Entwicklungen beim autonomen Fahren neue Fähigkeiten aneignen. Dank ‚Deep Learning‘ kann das Auto der Zukunft lernen, sowohl Situationen präzise einzuschätzen als auch das Verhalten von anderen Verkehrsteilnehmern zu analysieren, und wird so in der Lage sein, die richtigen Entscheidungen zu treffen.“

Fahren wird, das sollte über all die Bildschirme und Clouds und Rechner nicht vergessen werden, auch noch möglich sein. Mit dem Wechsel auf den Elektroantrieb und die Architektur des zugehörigen Baukastens MEB gibt es zur originalen Form die gleiche Funktionalität wie früher. Nur wenn der Antrieb komplett im Wagenboden verschwindet, steht der gesamte Innenraum für Passagiere und in der ebenfalls beschlossenen Lieferwagen-Variante für Päckchen oder Kakteen zur Verfügung. In dem knapp fünf Meter langen Prototypen verliert man sich fast auf den Sesseln in der Lounge auf Rädern. Das Serienmodell soll nicht größer werden als ein VW Touran, aber mindestens so viel Platz bieten wie ein heutiger VW Transporter.

Elektroantrieb ist Pflicht. Der Batterie werden bis zu 600 Kilometer Normreichweite nachgesagt. Mit den erwarteten 160 Kilometern pro Stunde Spitze kann man zwar keinen VW-Bus-Fahrer beeindrucken, mit der Beschleunigung aber schon. Die beiden Motoren mit zusammen 275 Kilowatt kaptulieren ihn in weniger als fünf Sekunden aus dem Stand auf Tempo 100. So schnell war der Bulli noch nie. Und wer die abgespeckte Version bestellt, wird zum ersten Mal seit Jahrzehnten wieder einen VW-Bus mit Hinterradantrieb bekommen. Jetzt müssten nur noch die drei Jungs wieder zusammen finden und drei Wochen nach Andalusien fahren. ◀

FOTOS: IMAGO, MODELLAUTO FIRMA VELLMAN GEBEN

## Frankfurter Allgemeine SELECTION

AUSGESUCHTES FÜR  
KLUGE KÖPFE

F.A.Z. Selection steht für herausragende Qualität und anspruchsvolles Design – gefertigt in deutschen Manufakturen und von renommierten Herstellern. Die Produkte werden exklusiv für F.A.Z. Leser entworfen und sind in der F.A.Z. Selection erhältlich.



Schauen Sie sich Bernds  
Bike in Bewegung an:  
[www.faz.net/selection](http://www.faz.net/selection)

### BERNDS FALTRAD

Dieses speziell für F.A.Z.-Leser angefertigte Modell mit dem von Bernds entwickelten Riemenantrieb bietet auch auf langen Strecken höchsten Fahrkomfort. Durch den einfachen Fallmechanismus können Sie das Rad in jedem Kofferraum oder im Zug als Gepäck kostenfrei transportieren. Thomas Bernds entwickelt und fertigt seine Falträder am schönen Bodensee. Vom Rahmen über die Gabel bis zum Antrieb stecken die Ideen, Präzision und Handarbeit in jedem gefertigten Rad. **Bestellen Sie jetzt Ihr Faltrad für 2.900 Euro.**







Naomi Emiko, Dorothee Schumacher



Steffi Reisinger, Kat Menschik



Susann Atwell, Sue Giers



Stephanie Fresle, René Storck, Eveline Sallingler



Thorsten Konrad (Looking Forward), Julia Stelzner



Johanna Perret, Tutia Schaad (Perret Schaad), Dorothee Ingwersen



Louisa Baron (Galeries Lafayette), Nina Knaut (Rianna and Nina), Friederike Tillner



Inga Humpe, Tommi Eckart (Zraumwohnung)



Will.i.am, Alexandra von Rehlingen, Andrea Schoeller



Katarina Schmidt-Ostovic (F.A.Z.), Claudia Wellendorff (Wellendorff)



Soo-Hi Song, Lars Dittrich, Julia Stoschek



Alda Balestra Stauffenberg, Rabea Schif



Lili und Patrick Löwe (Lili Radu)



Lisa Wilhelm (Muti), Helena Schoeller, Gloria von Bronewski (So Me)



Johannes ten Eikelder, Timm Hartmann, Sorana Puie und Adrian Runhof (Talbot Runhof)



Thomas Lange (German Fashion Modeverband), Kerry O'Donoghue (F.A.Z.), Tanja Croonen (German Fashion)



Jörg Ehrlich, Otto Drögsler (Odeeh), Mila Stomatova, Anna Andersson

# ABENDS IM ATRIUM

Zum F.A.Z.-Modeempfang in Berlin anlässlich der Fashion Week kamen etwa 500 Gäste. Im Hauptstadt-Haus dieser Zeitung sahen sie die schönsten Cover aus fünf Jahren Magazin.

FOTOS: HELMUT FRICKE, ANDREAS FEIN, JOHANNES KRENZER



# Anti Aging



**VOLLE LIPPEN**  
Einen sinnlich geschwungenen üppigen Mund à la Mick oder Bianca Jagger hat nicht jeder von Natur aus. Aber man kann die Lippen ein bisschen hervorschieben und ordentlich schmolmen. Die Frauen hatten allen Grund dazu: zum Beispiel weil die Genossen des Sozialistischen Deutschen Studentenbunds (SDS) zwar die Proletarier aller Länder befreien wollten, wie es Marx verlangte, aber nicht die weiblichen Gefährten von den traditionellen Aufgaben. Die durften *free love* praktizieren, aber ruhig weiter den Haushalt schmeißen und Transparente bemalen. Die Berliner Delegierte Sigrid Rüter wählte statt Schmolllippe als Waffe Tomaten, die sie 1968 bei einer Tagung des SDS-Bundeskongresses zum Podium warf, als die Obergenossen die weiblichen Wortmeldungen ignorierten. Könnte man ausprobieren, wenn der Kollege mal wieder zum *mansplaining* neigt.

Die Jugend ist in der Beautybranche seit jeher das große Thema. In den Sechzigern war man wirklich jung. Über Schönheitsideale von damals.

Von Isabelle Braun (Texte) und Thilo Rothacker (Illustrationen)

**FOHLENHAFTHE STÖCKELBEINE**

Als radikale Abgrenzung von den gesellschaftlichen Idealbildern und Konventionen befragte man in den späten sechziger Jahren Geschlechterrollen und das Körperbild. Männer trugen „weibisch“ langes Haar, Frauen eiferten dem androgynen Kindfrau-Vorbild Twiggy mit den Kulleraugen und den dünnen Haxen nach, die natürlich im Minirock zur Schau gestellt wurden. Man wollte nicht wie „die Erwachsenen“ leben und erst recht nicht so aussehen. Aber wie das so ist mit Jugendkulturen: Sie wollen ein Gegenentwurf sein und werden stattdessen zur Inspiration. Passierte schon damals. 1967 präsentierte Couture-Designer Yves Saint Laurent den legendären Smoking für Frauen, als Absage an typisch männliche oder typisch weibliche Kleidungsstücke.



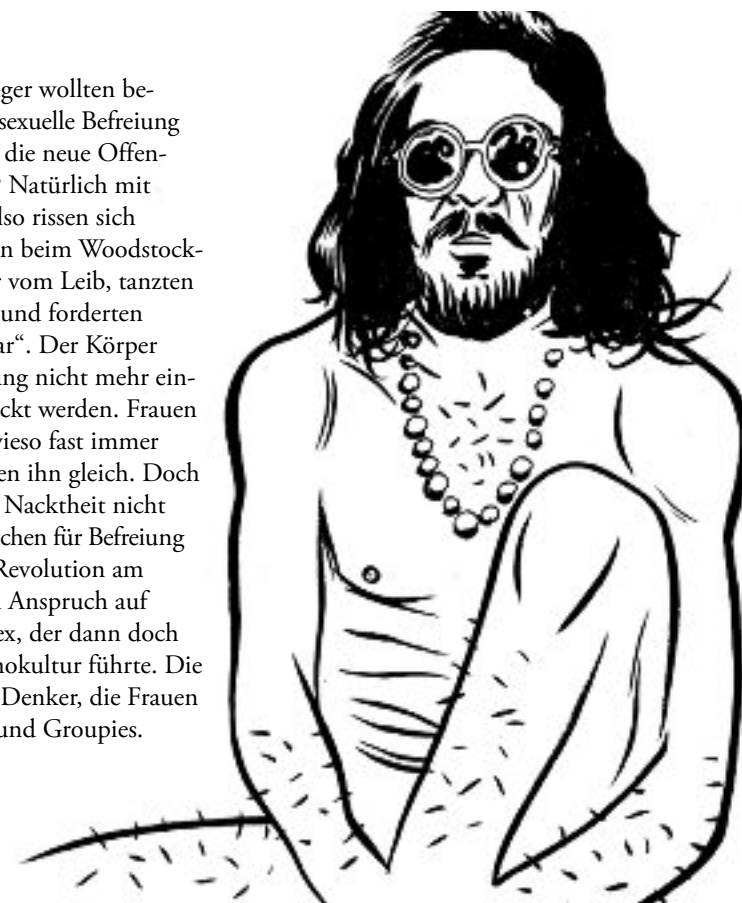
**SMOKEY EYES**

Abgerockt statt aus dem Ei gepellt, so wollte man aussehen. Mit den dunkel geschminkten Smokey Eyes wirkte man also ein bisschen so, als hätte man die letzte Nacht (oder vielleicht sogar Woche?) im Namen der Liebe durchgemacht. Umrahmt wurden die schattigen Augen von buschigen Augenbrauen, ungezupft und wild. Wie so viele Schönheitsideale dieser Zeit beherrschte Ikone Uschi Obermaier auch die Rock-'n'-Roll-Variante des Lolita-Looks besser als jede andere.



**HIPPIE-HAARE**

Nicht jeder Anhänger der Studentenbewegung hatte eine Krausmähne wie Rainer Langhans, aber die Haare sollten so frei fliegen wie die Gedanken. Angesagt waren fransige Löwenmähen bei den Frauen, langes Wuschelhaar und Bart bei den Männern. Es ging um den Gegenentwurf zur glattrasierten Elite und das Aufbegehren gegen die kurz geschorenen Haare der Nationalsozialisten. Der Hut, der zuvor selbstverständlich zur Garderobe gehörte, wurde abgelegt, er war schließlich Zeichen des verhassten Establishments. Heute nennt man das scheinbar ungezähmte Styling *out of bed look*. Damals entstand die Frisur vielleicht wirklich, weil man sich viel zwischen den Laken räkelte – oder sie vom vielen Debattieren rauftete.





# „ICH VERMISSE DEN GEIST VON DAMALS“



Deutscher Pass, amerikanischer Akzent: **Gretchen Dutschke**, Witwe des im Jahr 1979 an den Folgen eines Attentats gestorbenen Studentenführers Rudi Dutschke, hält bis heute das Vermächtnis ihres Manns lebendig. Die beiden hatten 1966 geheiratet und bekamen drei Kinder: Hosea-Che, Polly und Rudi-Marek, der erst nach dem Tod des Vaters im April 1980 geboren wurde. Anfang März erscheint ihr Buch „1968. Worauf wir stolz sein dürfen“ (Kursbuch Kulturstiftung). Die Fünfundsechzigjährige lebt in Berlin. Ihr Lachen ist mitreißend.

*Was essen Sie zum Frühstück?*

Verschiedene Sorten von Flocken mit Joghurt, Nüssen, Früchten, Ingwer.

*Wo kaufen Sie Ihre Kleidung ein?*

Meistens trage ich altes Zeug, Sachen, die Leute nicht mehr haben wollen und mir geben.

*Hebt es Ihre Stimmung, wenn Sie einkaufen?*

Es ist mir eher unangenehm. Und natürlich bin ich gegen diese Konsumgesellschaft, die so verschwenderisch ist und die Umwelt zerstört.

*Was ist das älteste Kleidungsstück in Ihrem Schrank?*

Die ältesten Sachen dürften 40 Jahre alt sein. Von einem gewissen Punkt an fallen Kleider auseinander. Aber so lange trage ich sie.

*Was war Ihre größte Modesünde?*

Was ist das? Etwas anziehen, das ein Fehler war? Darüber denke ich nicht nach, das ist mir egal.

*Tragen Sie zu Hause Jogginghosen?*

Ich zeige Ihnen, was ich trage. (Holt einen königsblauen Fleece-Einteiler, der wie ein Sack mit Ärmeln aussieht und unten zwei Löcher mit Bündchen für die Füße hat.) Darin bleibe ich warm.

*Haben Sie Stil-Vorbilder?*

Ich glaube nicht.

*Haben Sie jemals ein Kleidungs- oder Möbelstück selbst gemacht?*

Früher habe ich alle meine Kleider selbst genäht. Und in Dänemark habe ich aus Holz ein Möbelstück für die Kinder gebaut. Es hatte Platz für die Betten, eine kleine Höhle, etwas zum Klettern, ein Regal und Schreibtische.

*Besitzen Sie ein komplettes Service?*

Als wir heirateten, haben mir meine Eltern Teller aus Plastik geschenkt. Aber wenn Freunde oder Journalisten zu Besuch kamen, die mit Rudi reden wollten, haben die immer ihre Zigaretten auf diesen Tellern ausgedrückt, das hat Löcher in das Plastik gebrannt. Furchtbar!

*Mit welchem selbst zubereiteten Essen konnten Sie schon Freunde beeindrucken?*

Wenn mein Sohn zu Besuch kommt, verzieht er das Gesicht. Die Kinder haben viel Spaghetti gekriegt. Auch Rudi konnte nicht kochen, wir waren ziemlich hoffnungslos. Rudi war ein Mensch, der Familie und Heirat und alles erstmal abgelehnt hat. Aber nachher hat er sich wahnsinnig bemüht, um die Kinder, um den Haushalt.

*Welche Zeitungen und Magazine lesen Sie?*

Die „Berliner Zeitung“ werde ich wieder abbestellen, ich schaffe es nicht, das alles zu lesen. Lieber gucke ich im Internet, „Huffington Post“. Und politische Sachen, die Leute bei Facebook posten. Mein Sohn hat die F.A.Z., da nehme ich mir immer die Wissenschaftsseite.

*Welche Websites und Blogs lesen Sie?*

Nur meine, mit Spielen für Kinder: [www.webforgirls.net](http://www.webforgirls.net).

*Wann haben Sie zuletzt handschriftlich einen Brief verfasst?*

Nicht in der letzten Zeit.

*Welches Buch hat Sie am meisten beeindruckt?*

„Brave New World“ von Aldous Huxley. Ich komme aus einer sehr konservativen, religiösen Familie. Als ich

es für die Schule lesen musste, wollte meine Mutter, dass ich es sofort zurückbringe. Ich habe es versteckt und gelesen. Dieser Blick auf eine technologisierte Welt, die den Menschen als Persönlichkeit ausrottet, hat mir viel bedeutet.

*Ihre Lieblingsvornamen?*

Clymene, Jemima. Das sind auch in Amerika keine gebräuchlichen Namen. Ich kenne niemanden, der so heißt. Aber ich mag sie, schon lange.

*Ihr Lieblingsfilm?*

Früher habe ich „Wild Strawberries“ von Ingmar Bergman geliebt, da haben die Leute zusammengesessen und über Gott und die Welt geredet. Diese Art, mit anderen zu philosophieren, fand ich schön.

*Fühlen Sie sich mit oder ohne Auto freier?*

Hier in Berlin würde man nur denken: Wo kann man parken? Kommt jemand und verbrennt das Auto? In Amerika hätte ich ohne Auto nicht mal einkaufen können.

*Tragen Sie eine Uhr?*

Ja.

*Tragen Sie Schmuck?*

Sehr selten. Rudi und ich hatten nicht mal richtige Eheringe. Aber beim Standesamt fragten sie danach. Wir sind dann in eines von diesen Geschäften gegangen, wo man sich für eine Mark einen Plastikring kaufen konnte. Eine Zeitlang habe ich diesen Ring sogar getragen.

*Haben Sie einen Lieblingsduft?*

Nein.

*Was ist Ihr größtes Talent?*

Ich habe immer so viele verschiedene Sachen gern gemacht, dass ich mich nie auf eine Sache konzentriert habe.

*Was ist Ihre größte Schwäche?*

Nie etwas richtig bis zum höchsten Punkt zu entwickeln.

*Womit kann man Ihnen eine Freude machen?*

Meine Enkelkinder machen mir immer Freude. Sie sind zwischen sechs und 23 Jahren alt, zwei leben in Berlin, die anderen fünf in Dänemark.

*Was ist Ihr bestes Smalltalk-Thema?*

Vielleicht Gesundheit. Ich rede nicht gern darüber, aber das ist das, was man in meinem Alter macht. Lieber rede ich aber über Politik. Im Augenblick geht es darum, was man gegen diese AfD tun kann. In Amerika, wegen Trump, gibt es mehr Protest. In Deutschland fehlt eine Bewegung, die dieser Rechtswendung entgegengetreten will. Da vermisse ich den Geist von 1968.

*Sind Sie abergläubisch?*

Normalerweise nicht.

*Wo haben Sie Ihren schönsten Urlaub verbracht?*

In Mallorca mit meinem Sohn und seiner Familie.

*Wo verbringen Sie Ihren nächsten Urlaub?*

In Trier. Das ist einer der wenigen Orte in Deutschland, wo man etwas von den Römern sehen kann.

*Was trinken Sie zum Abendessen?*

Wasser.

*Aufgezeichnet von Julia Schaaf.*



**CROISSANT BY BRETZ**  
ICONIC AWARD 2018 WINNER

ALEXANDER-BRETT-STR. 2 • D-55457 GENSINGEN • TEL. 06727-895-0 • INFO@BRETTZ.DE • WWW.BRETTZ.DE  
FLAGSHIPS: STILWERK BERLIN • MARKTSTRASSE 2 BIELEFELD • HOHE STR. 1 DORTMUND • STILWERK DÜSSELDORF  
ALTE GASSE 1 FRANKFURT • STILWERK GROSSE ELBSTRASSE 2 HAMBURG • GROSSER BURSTAH 45 HAMBURG  
HOHENSTAUFFENRING 62 KÖLN • REUDNITZER STR. 1 LEIPZIG • HOHENZOLLERNSTR. 100 MÜNCHEN • HALLPLATZ 37  
NÜRNBERG • KÖNIGSTRASSE 26 STUTTGART • SALZGRIES 2 WIEN

**Bretz**  
TRUE CHARACTERS



german  
brand  
award  
17  
gold





# DIOR